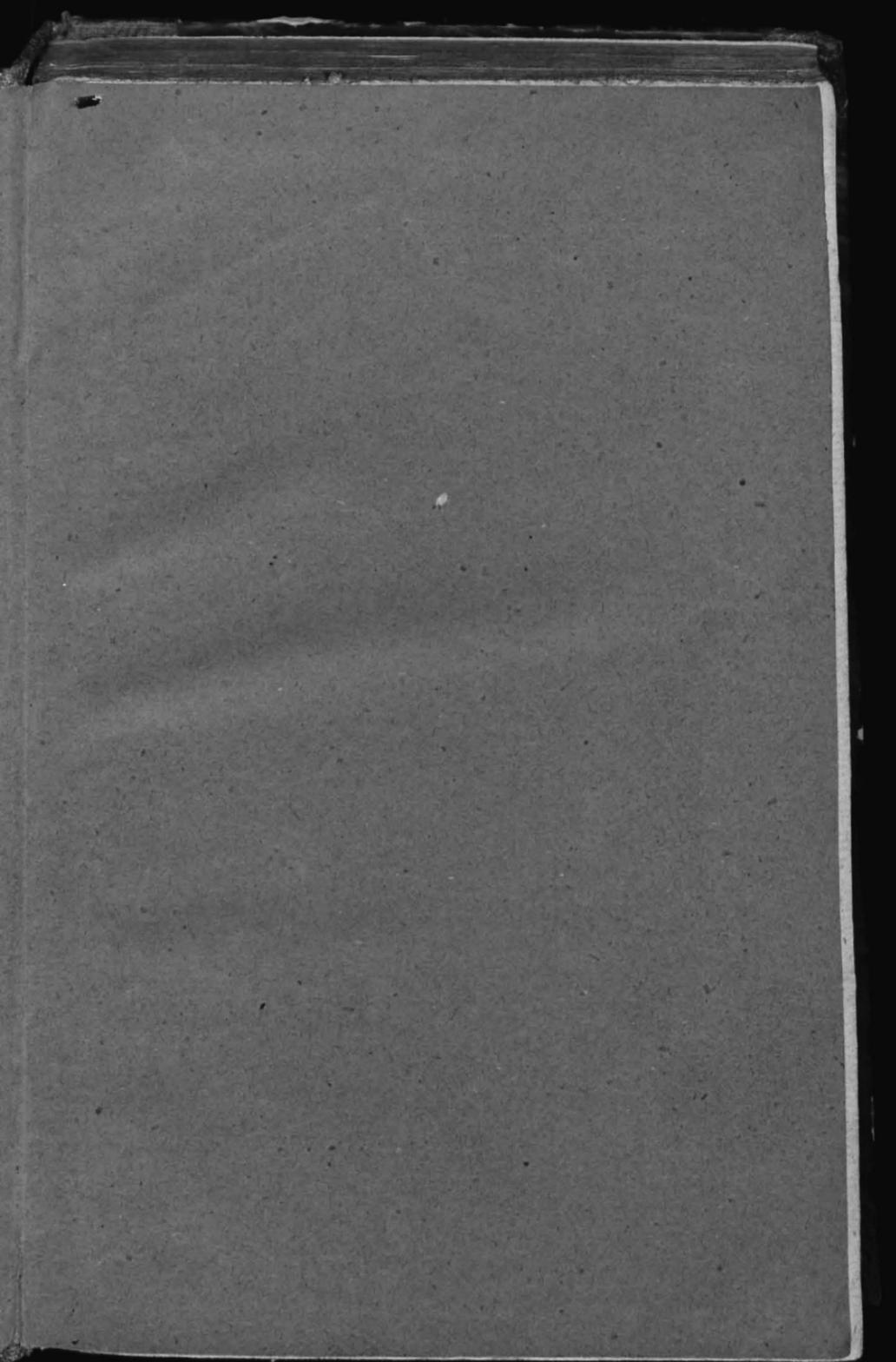




Le 1030





Merkwürdige

Erzählungen

aus der

Geschichte der Magyaren.

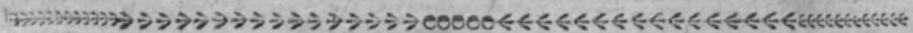


Jakob Melzer.



Historia est testis temporum, lux veritatis, vita memoriae,
magistra vitae, nuntia vetustatis.

Cicero de Oratore Lib. 2. Cap. 9.



Kaschau,

im Verlage der Ellinger'schen Buchhandlung.

1825.

Se 1030

T 1924 604

K

Den

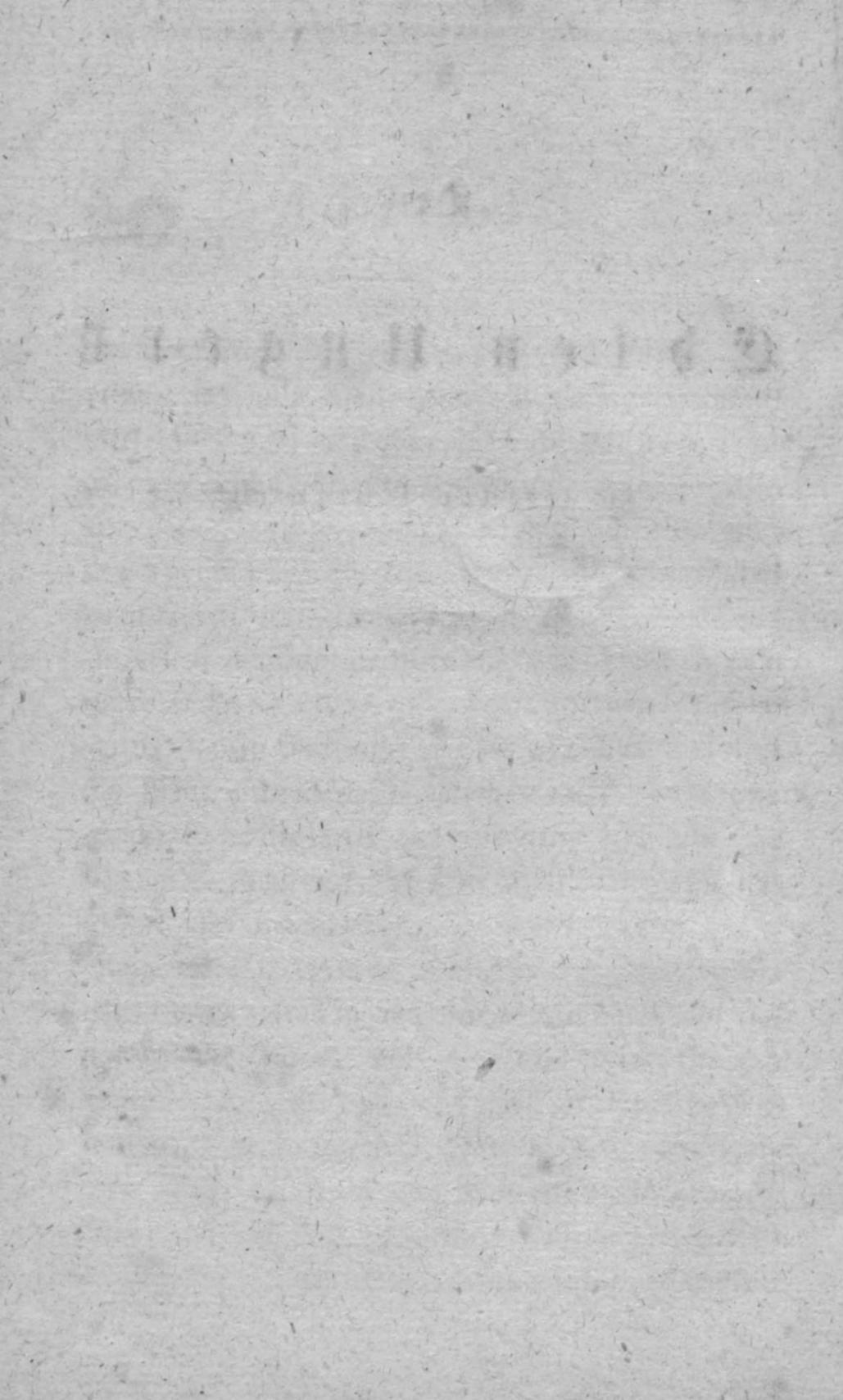
E d l e n U n g e r n

in tieffter Ehrfurcht

gewidmet

von dem

Verfasser.



V o r r e d e .

Nicht sowohl der Beifall, mit welchem mehrere meiner Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte, zeither im Publikum aufgenommen wurden, als vielmehr der innige Wunsch die edlen Ungern, auf eine belehrende und unterhaltende Art näher mit den merkwürdigern Thaten ihrer wackern Vorfahren bekannt zu machen, bestimmte mich gegenwärtige Erzählungen (rein historischen Inhalts) zu schreiben und herauszugeben. Aus eigener Erfahrung weiß ich es, wie sehr man für des Auslandes Geschichten sich interessirt, und mit welchem Vergnügen, mit welchem Enthusiasmus die Nachrichten von den Thaten fremder Völker gelesen werden: allein mit der größten Wehmuth des Herzens hab' ich bei den Äußerungen dieser Vorliebe für das Fremde, fast immer eine gewisse Kälte und Gleichgültigkeit gegen das Einheimische und gegen alles Schöne und Erhabene wahrgenommen, daß die vaterländische Geschichte, in ihren herzerhebenden Sce-

nen, dem Freunde der Literatur, darbiethet. Lobenswürdig, schön und nützlich ist es schon immer, zur Vermehrung seiner Kenntnisse und zur Weckung des Tugendsinnes, auch das, was ausserhalb der Gränzen der Heimath unter fremden Nationen, merkwürdiges geschehen ist und noch geschieht, zu kennen: nur aber soll das Streben nach einer solchen Herz und Geist erheiternden Lectüre, nicht in der Verachtung und Hintansetzung dessen, was von dieser Seite das Vaterland auch Gutes besitzt, begründet seyn. Man hascht sonst, von dem Dämon der Modesucht verleitet, statt dem Kerne nur nach der Schaale, statt dem Golde, nur nach dem blendenden vergänglichen Flitter und das Wahre und Gediegene, die echte Perle wird verschmäh't und mit Füßen getreten.

Wenn man dem Faden genau nachgeht, der zu den verwickelten Grundursachen von dieser Erscheinung führt, so dürfte sich die so sehr auffallende Unbekanntschaft mit dem Genius der vaterländischen Geschichte, wohl einigermaßen entschuldigen lassen. Die ungrische Geschichte wurde lange nicht mit dem gehörigen Fleiß und Eifer, ja bei vielen Ereignissen, von denen sie Kunde gibt, nicht mit erforderlicher Wahrheitsliebe bearbeitet; Jahrhun-

17

derte verstrichen und niemanden fiel es ein, die hie und da in den Dokumenten der Familienarchive und den Handschriften der Bibliotheken des In- und Auslandes, zerstreut gelegenen Data zu sammeln und in ein Ganzes zusammen zu tragen, daher geschah es, daß so zu sagen, nur erst im Verlaufe des 18 Jahrhunderts, durch die Historiographen: Bel, Pray, Katona, Kollár, Simon, Schwarz, Horányi, Windisch u. a. m. ein hellerer Lichtstrahl, ob dem finstern Dunkel, das die Geheimnisse von den Großthaten des Magyarenvolkes einhüllte, aufgegangen war. Allein da die gehaltvollen Nachrichten hierüber in lateinischer Sprache abgefaßt und in äußerst voluminösen Folianten enthalten waren, so lag in diesem Umstande wieder ein großes Hinderniß, daß davon das größere Publikum, zu seiner Belehrung, wenig oder gar keinen Vortheil beziehen konnte. In dem Besitze dieser Schätze blieben nur die Gelehrten. Es mußte daher lange anstehen, bis die Generationen der Nachwelt, in Pannonia's Gefilden, die Ungern ihren Werken nach, die sie als Helden auf dem Kampfplatze und als Männer in ihren staatsbürgerlichen Verhältnissen vollzogen haben, näher kennen lernten und dieß geschah eigent-

lich erst mit dem Beginnen der zweiten Decade des gegenwärtigen Jahrhunderts, durch die inhaltreichen Schriften von Engel und Fessler. Beide Männer haben, was sehr zweckmäßig war, deutsch geschrieben. Allein, ob ihre historischen Werke, die den Stempel der höchsten Vollkommenheit an sich tragen, gleich in den Händen vieler sich befinden, so kennt sie doch das größere ungrische Lesepublikum nicht, weil sie zum Theil zu kostspielig, zum Theil aber ihrer Voluminosität wegen, gar nicht dazu geeignet sind, eine angenehme Lectüre zu gewähren.

Wer nun alle diese Umstände, die mit dem Entstehen und Emporsteigen der ungrischen Geschichte verknüpft sind und den Punct genau kennt, auf dem sie gegenwärtig in dem Gebiethe der wissenschaftlichen Kultur steht, wird es sicher mit mir einsehen und fühlen, daß eine kurzgefaßte Darstellung der merkwürdigsten und interessantesten Ereignisse, die unter den Magyaren vorkamen, zur Belehrung und Unterhaltung des ungrischen Publikums, bis jetzt immer ein Bedürfniß war, dessen Abhülfe jeder gebildete und um die Großthaten seiner Vorfäter sich bekümmernde Ungar, sehnlichst herbei wünschen muß. Und von dieser nicht grundlosen Erwägung be-

gleitet, mögen auch meine Erzählungen an's Licht der Welt treten; mögen sie in den Herzen aller edlen Ungern die Gefühle der Liebe zum Vaterland wecken, einen jeden ihrer warmen Freunde angenehm unterhalten, und jegliche die sie verkannten, und die bis jetzt gewohnt waren, über sie lieblose und ungerechte Urtheile auszusprechen, auf andere Gedanken führen. Die Scenen, die die Erzählungen entwickeln, sind gewiß voll des größten historischen Interesses. Sie stellen dem scharfsinnigen Menschenkenner, das liebliche Gemählde von dem, dem Ungar eigenthümlichen, erhabenen Charakter, vor Augen, sie lassen ihn die Tapferkeit und den Heldenmuth seiner Väter, ihren kindlich-frommen, religiösen Sinn, ihr rastloses Streben auf den Wegen der Civilisation nach höherer Vollkommenheit, das Feuer ihrer unbestechbaren Vaterlandsliebe, ihre Ausdauer in dem Kampfe mit den widrigsten Schicksalen und die Reinheit ihrer Gemüthlichkeit kennen. Sie enthüllen ferner seinem Forscherblicke, den Geist der Gesetzgebung und die verschiedenartigen Sitten und Gebräuche, die in den magyarischen Familien herrschend waren.

Ein hoher Lohn für meine Mühe, die ich bei der Aufstellung dieser Erzählun-

gen hatte, wird mir schon zu Theil werden, wenn es mir gelingen sollte, dadurch in den Herzen meiner theuern Landsleute, den Funken der Vorliebe für das Einheimische und Vaterländische zu wecken; und mit diesem herzlichen, patriotischen Wunsche übergebe ich die Erzählungen, insbesondere dem hochverehrten ungrischen Lesepublikum. Freilich dieß muß ich am Schlusse meines Vorwortes frei bekennen, daß die hier mitgetheilten Erzählungen, ihrer geringen Zahl und Kürze wegen, nur ein sehr schwacher und leiser Ton sind, in welchem ich zu dem Publikum spreche, und daß sie kaum vermögend seyn werden, die charakteristischen Vorzüge der Magyaren, die ich angepriesen habe, genugsam hervorzuheben: doch sollte diese meine geringe Gabe, die ich auf den Altar des Vaterlandes, voll der edelsten Absichten und des reinsten Patriotism' niederlege, nicht verschmäht werden, so dürften dem ersten Bändchen wohl bald mehrere nachfolgen, um das schöne Gemählde zu vollenden, das bei der Abfassung dieser Erzählungen, meinen Augen vorschwebte.

Klein Comniß in der Lips,
am 7 Febr. 1825.

Der Verfasser.

Ulom's Erhebung

zum souveränen Herzog der Magyaren
und deren Auszug aus Baschkirien
unter seiner Anführung.

Große Schwierigkeiten und manchen gewaltigen Feind hatten die tapfern Magyaren nach ihrer zu Anfange des 7 Jahrhunderts erfolgten Lostrennung von dem türkischen Hauptstamme auf ihrer asiatischen Wanderung zu bekämpfen, bis sie in die baschkirischen oder scythischen Steppen gelangten. Von der Übermacht der Chazaren zuletzt bedroht, zogen sie nördlich längst der Wolga und dem Uralgebirge hinauf und hier war es, wo sie in der Nähe des bulgarischen Reiches, in der Gegend der heutigen russischen Provinzen Ufa und Orenburg eine sichere Wohnstätte fanden, die sie auch von verschiedenen finnischen und baschkirischen Nationen, die sich Permianer, Escheremissen, Syrjänen, Bogulen und Wotjaken nannten, umringt über 2 Jahrhunderte behaupteten. Die ganze Nation war jetzt in 7 Hauptstämme oder Hauptthorden eingetheilt, deren jede ihren eigenen Chef und Anführer hatte. Diese regierenden Oberhäupter führten den Namen der Chanen oder Woiwoden, und waren unter sich an politischer Macht und Gewalt gleich.

Allein nicht behagen wollte es den kampfbegierigen Magyaren länger in der alten Heimath zu verweilen. Es erhob sich in ihrer Mitte allgemein die Sehnsucht weiter zu ziehen und mit bewaffneter Hand unter einem andern Himmelsstriche ein besseres und gesegneteres Land, für ihr künftiges Wohnlager, aufzusuchen. Welche Beweggründe sie eigentlich, indem sie jetzt von keinem Feinde beunruhigt wurden, bewogen haben mochten, ihre alten Wohnsitze zu verlassen, ist nicht genau bekannt. Einer der stärksten derselben, nach dem anonymen Kanzler des Königs Bela III. soll die unter ihren Schaaren, schon seit geraumer Zeit bestandene Sage gewesen seyn, nach welcher es hieß, daß die Vorfahren ihrer fürstlichen Oberhäupter, mit dem großen Hunnenkönige Attila, in naher Verwandtschaft gestanden hätten. Es wurde daher von ihnen beschloffen, sein verfallenes Reich in Westen wieder herzustellen und dasselbe sich als ihr rechtmäßiges Erbe anzueignen. Die Blicke der gesammten Ungarn waren nur ganz auf den Westen, als das Rosenziel ihrer Wünsche und aller ihrer politischen Berechnungen, von Heil und Völkerglück, gerichtet.

Es war im Jahr 884 als der Sehnsuchtdrang nach einer neuen Wanderung (der zweiten seit ihrer Erscheinung als Volk auf dem Schauplatze der Völker) in ihren heilverlangenden Herzen, den Grad der höchsten Spannung erstieg und als der Auszug aus B a s c h k i r i e n (nach dem anonymen Kanzler, aus D e n t u m o g e r oder S c y t h i e n) unwiderruflich festgesetzt wurde. Eine so wichtige Unternehmung erforderte große Berathschlagungen und in aller Eile wurden dazu die Anstalten getroffen. Es ward daher, um die Zurüstungen zur Auswanderung zu beschleunigen, eine

aufferordentliche Volksversammlung angesagt, die in dem anmuthigen Thale zwischen der Kuma und dem Vorgebirge des bassirischen Ural's statt finden sollte. Aus allen Gegenden wurden dazu, alle und jegliche Familien, die zu den Stämmen der Magyaren gehörten, eingeladen. Die zerstreuten Völkerhorden fanden sich ein, und mit ihnen an ihrer Spitze erschienen, prachtvoll wie zum Treffen ausgerüstet, auch die 7 Oberhäupter der Nation, auf deren Betrieb das Werk der merkwürdigen Volksversammlung, geleitet wurde. Die Namen dieser berühmten Männer führt der anonyme Kanzler in seinem historischen Werke an; sie sind folgende: Alom, Lebed, Kondu, Ondur, Losu, Huba und Zuhutum. Diese Tapfern kommen auch noch in der Geschichte, sowohl bei dem angeführten Kanzler, als dem Chronisten Thurocz unter der allgemeinen Benennung Hetumoger (Hét ó Magyar) vor.

In der ersten Sitzung der Hetumoger oder der Sieben Ungarn wurde den versammelten Völkerschaaren, das Project der allgemein gewünschten Auswanderung verkündigt und in der zweiten schritten sie zu der Wahl eines Oberwoiwod's oder Oberanführers aus ihrer Mitte, wohl einsehend und begreifend, daß ihr Vorhaben unter der Form ihrer jetzigen Verfassung unmöglich von Segen und einem glücklichen Erfolge gekrönt werden könnte. Das Loos der Wahl fiel auf den ältesten unter ihnen, den Alom, den Sohn Ugyel's und der Emesa und den Enkel des ruhmbekränzten Ennyidulo's.

Hohes Ansehn und hohe Würde vereinigte Alom mit seiner majestätischen Gestalt und das Feuer jugendlicher Kraftfülle strahlte aus seinen Augen, ungeachtet er auf der

Bahn seines thatenreichen Lebens schon 64 Jahre zählte. Bei allen diesen, das Äußere des Herrschers herrlich charakterisirenden Eigenschaften, war er auch noch der Mann von erprobter Weisheit, großer Tapferkeit, Gerechtigkeitsliebe und Gastfreundschaft. Er besaß daher die Liebe und Achtung aller die ihn umgaben.

Friedlich und von dem Geiste der Einhälligkeit geleitet ging das ewig denkwürdige Geschäft der Wahl und der Erhebung Alom's zum souverainen Großherzog, vor sich. Die tapfern Wahlherren traten in des Erwählten Zelt, begrüßten ihn brüderlich und sprachen: „Alom, erhabenster deines Stammes, unser und des Volkes Wahl erwägend, ernennen wir dich von Heute an zu unserm Oberherrn und Führer; wohin dein Genius dich immer leiten mag, wollen wir dir in Treue und Gehorsam folgen.“

Alom nahm die angebothene Würde an und die Überbringer derselben bekräftigten den Ausspruch und die Erklärung von ihrer Unterwerfung mit einem sehr feierlichen Eide. Sie sprengten sich ein jeglicher, nach dem Berichte des anonymen Kanzlers eine Alder, fingen das hervorgeströmte Blut in einem Becher auf und tranken es dann, zur Befestigung ihres Eidschwures und der gegenseitigen Angelobung (nach echt scythischer Sitte) in der Kunde aus. Nachdem nun die Ceremonie der Weihe ihres Bundes vorbei und der Blutpokal geleert war, schritten sie unter Alom's Vorsetze, zu der Festsetzung der gegenseitigen Pflichten und Verbindlichkeiten, die er in Hinsicht der Ausdehnung seiner Herrschergewalt, als Großherzog, und sie innerhalb der Schranken ihres Gehorsams, als Unterthanen, gegen ihn zu beobachten hätten. Von Merkwürdigkeit sind die Punkte

der gegenseitigen Richtschnur in dem Neubegonnenen politischen Verhältnisse. Peter Wilcsina, sonst der anonyme Kanzler, gibt sie in seiner Geschichte an und sie sind folgende :

1. Von jetzt an und in alle Zukunft hin, soll aus der Familie Alom's, ihr und ihrer Nachkommen Großherzog gewählt werden.

2. Nach dem Grade des Verdienstes, soll jede Beute und Eroberung oder alles das unter sie vertheilt werden, was sie mit vereinter Kraftanstrengung sich erschwingen oder eigen machen würden.

3. Weder sie, noch ihre Söhne und Enkel sollten je von der Theilnahme an den Geschäften der Regierung und aus dem großherzoglichen Senate ausgeschlossen seyn, und zwar aus dem Grunde nicht, weil sie Alle dem Alom sich, als ihrem Herrn ohne Zwang und aus freiem Willen unterworfen hätten.

4. Auf den Fall, wenn einer aus den Schaaren ihrer Nachkömmlinge sich erfrecken würde, als Empörer, entweder den, dem Großherzoge geleisteten Unterwerfungseid aus Untreue zu verletzen oder Zwistigkeiten und Uneinigkeiten, auf Hülfe der Verläumdung zwischen ihm und den Kapitänen des Volks anzuspinnen, dessen Blut sollte eben so vergossen werden, als ihr Blut bei Gelegenheit des dem Alom gegenwärtig gegebenen Eides, vergossen worden war.

5. Unterfinge sich in der Folgezeit, entweder einer ihrer Nachkommen oder ein Abkömmling aus Alom's Stamme entsprossen, den geleisteten Eidschwur und die jetzt festgesetzten Verfügungen der Väter, frevelhaft zu

entweihen und zu brechen, derselbe sollte auf immer und ewig, aus den Reihen des magyrischen Volkes verstoßen und ausgeschlossen seyn.

Dies sind in statistisch-politischer Hinsicht die merkwürdigen Beschlüsse, die noch in Asien, in dem Rathe der Hetumoger ihr Daseyn erhielten; sie sind es, die die ersten Einnamente von einer sozialrechtlichen Vereinigung der Magyaren und einer erblich unter ihnen eingeführten monarchischen Regierungsform darstellen, kraft welcher, sowohl ihre Wojvoden, deren ein jeglicher bis jetzt für sich allein mit unumschränkter Gewalt geherrscht hat, als ihre gesammten Stämme, in eine nähere Verbindung unter einander und als ein Volk in eine von gewissen Rechten begründete, bürgerliche Gesellschaft, zusammentraten. Die unverkennbaren Vortheile des bürgerlichen Zusammenlebens, leuchtete ihnen auch bald ein und pünktlich richtete sich in der Folgezeit die Nation, durch volle 400 Jahre, bei der Besetzung ihres königlichen Thrones, nach den Winken des von ihren Vorvordern errichteten Grundvertrages. —

Nicht in Geheim und in der Stille hatten die Magyaren dieß alles unternommen und vollendet. Eine jegliche ihrer Handlungen begleitete das Geräusch und der Pomp, der größten Feierlichkeit. Nachdem nun in Rücksicht der Bestimmung eines souverainen Oberhauptes an der Spitze ihrer Volksgesamtheit alles in Ordnung gebracht worden war, begannen von allen Seiten die Zurüstungen zu der bevorstehenden Auswanderung. Der Lärm, der dabei erregt wurde, machte die benachbarten Völker aufmerksam und sie stuzten ob dem wunderbaren Unternehmen, der jetzt in dem Schatten der Friedenspalme gelager-

ten Magyaren. Viele aber begriffen, bei ihrem sie befreundenden Aufbruche das Wahre ihrer Tendenz, wurden für die zu gewinnenden Vortheile eines künftigen besseren Looses enthusiastisch eingenommen, schlossen sich an ihre wegfertigen Schwärme an und wagten ihr Glück mit ihnen, in einer andern Weltgegend, zu versuchen.

In den wonnigen Tagen des Mai's nahm die Wanderung ihren Anfang. Der anonyme Kanzler beschreibt sie unter lieblicher Schilderung all der mit ihr verknüpften Scenen und das von ihr, durch ihn ausgewählte Bild, hat ein recht romantisches Ansehen. Um den gewaltigen Zug des wandernden Volkes in Ordnung zu erhalten, ward dasselbe nach der Hauptzahl der Oberhäupter in sieben Heerhaufen abgetheilt. Nach Keza und Thurocz, begriff ein solcher Haufen 30857 Köpfe in sich. Ein jeglicher dieser Hauptschwärme, zerfiel aber wieder, wegen Erleichterung des Zuges in mehrere kleinere Abtheilungen und Horden, von welchen wieder eine jede ihren besondern Anführer und Hauptmann hatte.

Raschen Schrittes bewegte sich der Zug vorwärts. In einer kurzen Zeitfrist erreichten sie die Ufer der Wolga und setzten unfehlbar bei Jurjewecz-Powolskoj in der Provinz Kostroma, nach damaliger Sitte, auf aus Thierfellen zubereiteten Schläuchen, über dieselbe. Mit diesem ersten Riesenschritte der Wanderung, war bereits eine Strecke Weges von beinahe 220. teutschen Meilen zurückgelegt. Jenseits des Wolgastromes kamen sie in die fruchtbaren Ebenen von Sussal. Doch der Blüthenreiß der wunderschönen Gegend, vermochte die Ziehenden nicht aufzuhalten. Der süße Gedanke, den

niedergestürzten Kolosß von Attila's großem Reiche bald aus seinen Trümmern, mit siegreicher Faust, zu erheben, beschäftigte sie ganz und sie schritten weiter. Im späten Herbste langten sie am Dnieper vor Kiew an. Diese von dem Wolgauser bis hieher rastlos zurückgelegte Marschrouten faßte wieder 150 Meilen in sich. Die Wanderer schienen aber jetzt die Beschwerden der Reise zu empfinden und sie beschloßen allhier von denselben auszuruhen und sich zu erhohlen. Ihre Lagerstätte nahm eine ungeheuer große Landstrecke ein; sie dehnte sich bis an den Doneß aus.

Inzwischen hier das magyarische Volk unter friedlichem Zelte der Ruhe gepflegt hat, machte der Kapitän Lebed mit dem Chakan der Chazaren — die früher vom caspischen Meere vertrieben; jetzt das ganze Land vom Dnieper bis an den Doneß sammt der taurischen Halbinsel inne hatten — Bekanntschaft. Er ließ sich von seinem neuen fürstlichen Freunde überreden, heirathete eine ihm aus seiner Familie vorgeschlagene Jungfrau und verblieb in dem Lande das ihm dieser zum Wohnsitz für sein Volk verliehen hat. Lebed erhielt das Gebieth der neuen Heimath unter der Bedingung, den Chazaren auf ihren Feldzügen treue Heerfolge zu leisten und es umfaßte, westlich vom Flusse Ingul begränzt, die ganze Gegend von dem heutigen Char'kow'schen und Weronezischen Gouvernement. In der Folge ward dasselbe nach ihm Lebedia (woher auch die heutige Kreisstadt Lebädin in dem erstern Gouvernement ihren Namen erhielt) genannt.

Doch Alom der aufgefaßten Idee, seine Erbanprü-

che auf Attila's Reich bald zu realisiren, treu, ließ sich durch nichts zurückhalten; er setzte mit seinen Horden über den Dniester, jetzt von dem Entschlusse geleitet, die Kiewer Slaven mit dem Schwerte zu züchtigen, die es gewagt hatten, sich der Potenz, der mit der Gewalt eines reißenden Bergstromes sich fortwälzenden magyarschen Volkskraft, zu widersetzen. Es kam auch bald zwischen ihm und denselben zum blutigsten Gefecht. In dem Bunde mit den Slaven, fochten auch die sieben kumanischen Geschlechter der Magyaren — die bei ihnen als sie von Abu-Moslem, dem Araber an der Kuma hart geschlagen und in die Flucht gejagt wurden, gastfreundliche Aufnahme fanden und jetzt ihren Sitz zwischen dem Doneß und der Desna hatten —; doch trotz des gewaltigsten Angriffes wurden sowohl die Slaven als ihre kriegerischen Bundesgenossen von dem angefochtenen und hart gereizten magyarschen Kriegsheere, im Triumph überwunden und geschlagen. Alom, als Sieger machte jetzt Anstalten die Hauptstadt der Slaven, Kiew im Sturme zu erobern: allein die Besiegten, die Schwächen und die Unzulänglichkeit ihrer Widerstandskräfte einsehend, bequerten sich mit Bitten vor dem tapfern Großherzoge zu erscheinen und ihn um Schonung und Gnade anzusehen. Der Schritt ihrer demüthigen Ergebung unter die Gewalt des Siegers, war für sie von ersprieslichen und erwünschten Folgen; es kam zwischen ihnen und den Magyaren bald zum Frieden. Alom die Beweggründe und die Tendenz seines Völkerzuges nicht geheim haltend, eröffnete jetzt freimüthig, es wäre ihm wahrlich nichts an ihrer Un-

vorjochung gelegen, indem er ein weit anderes und höheres Ziel mit dem Scharfblicke seiner Kriegstapferkeit verfolge; er sey gesonnen, sagte er, den Glanz und die Größe des furchtbaren attila'schen Reiches wieder herzustellen. — Erstaunt vernahmen die Slaven den auffallenden Vorsatz und die Äußerung hierüber aus Alom's Munde und von den Eingebungen ihrer Politik gestimmt, wußten sie bald seinen Kriegsplan zu erheben und ihm, in das vortheilhafteste Licht die Vorzüge des Landes zu setzen, das Attila der Gefürchtete einst beherrscht hat. Sie wünschten ihm Glück zu seinem vorhabenden Heldenwerke und erklärten ihm, daß ihn die Eroberung desselben, jenseits des hohen Hovoser Waldes gelegenen Landes, in welchem sich so furchtbar einst, zum Schrecken der Römer, die Macht der Hunnen entfaltetete, wenig Blutvergießen kosten werde, indem es gegenwärtig nebst einer geringen Anzahl friedlich weidender Hirten, nur wenige schwache Stämme wlachischer, bulgarischer und slavischer Abkunft besäßen. Wohl behagte dem Helden Alom die erhaltene Auskunft, die seinem Unternehmungsgeiste trefflich zur Richtschnur dienen konnte.

Nicht ohne Vortheil und Glück für die Magyaren war ihr anfangs feindseliges, dann aber freundliches Begegnen mit den Slaven: denn eben unter den Mauern von Kiew erhielt ihre Volksmacht unvermuthet, einen nicht geringen Zuwachs an Stärke; es schlossen sich nämlich an ihre Stämme, die unter den Slaven wohnhaft gewesenenen Rumanen an, welche bei dem Abschlusse des Friedens, in ihnen ihre alten

Stammgenossen und Freunde kennen lernten. Großer Jubel verbreitete sich, ob diesem frohen Ereignisse, durch die Reihen von Alom's frischgeherzten Kriegeren; sie nahmen ihre Brüder und Anverwandten unter sich mit offenen Armen auf. Der Kumaner-Magyarer ganze Volksmasse, beinahe aus 100,000 Seelen bestehend, war eben auch in 7 Horden eingetheilt; die Oberhäupter von denselben hießen: Ed, Edum, Etu, Bunger, Dusad, Boyta und Ketel.

So verstärkt nahm Alom, von den Kiewer Slawen, von ihnen reichlich beschenkt, in Frieden und als ihr Freund Abschied und setzte seinen Weg weiter. Von rüstigen Männern aus ihrer Mitte, die seine Ehrenwache bildeten, begleitet, kam er (886) in Wladimir an. Das Gericht von seiner, vor Kiew vollendeten Siegesthat, bereitete ihm und seinem Volke allhier die beste und erwünschteste Aufnahme. Daher zog er wider die hiesigen Einwohner nicht sein Schwert; er schloß mit ihrem Fürsten, von diesem bieder und recht gastfreundlich bewirthe't, Freundschaft und begab sich nach Halitsch. Auch hier fand Alom alles zu seinem feierlichen Empfange fertig; Fürst und Volk begegneten ihm auf das Freundschaftlichste und bewirthe'ten ihn und seine Wandrerungs-genossen aufs beste; und so hatte er nun auf den Stegen, die ihn an das goldumkränzte Ziel seines Wunsches, die vorgefaßte Eroberung zu vollenden, führten, kein Hinderniß und keinen Feind mehr zu befürchten. Bekannt war den Halitschern der Endzweck, den Alom und sein Volk, bei der begonnenen Auswanderung, mit sehnfuchtsvollen Blicken, in Europa's west-

lichen Gefilden suchte und auch sie bestrebten sich, von Klugheit und Vorsicht geleitet die Herrlichkeit des pannonischen Landes mit den reizendsten Bildern auszumahlen, die sie dem entzückten Großherzoge vorstellten und mit aller Beredsamkeit anpriesen. Sie erbothen sich ihm, zum Zeichen ihrer aufrichtigen und biedern Gesinnung, Männer mit zu geben, die der engen Pässe und Gebirgsschluchten kundig, seinen Völkern den Weg über das steile Gebirg Havas zeigen würden, das sie, um nach Pannonien zu gelangen, übersteigen müßten.

Alom nahm das Anerbiethen ihres Beistandes mit vieler Freude an und zog weiter. Aber tausend und tausend Schwierigkeiten und Hindernisse waren bei dem Ersteigen des Gebirges zu überwinden; endlich stürzten die ermüdeten Wanderer, nach unendlich vielen Beschwerden, die sie aber mit unverzagtem Sinne erduldeten, in die weitläufige, blumenreiche Ebene herab, die sich im Beregher Komitate, am Fusse der karpatischen Berge (die Nestor die ungrischen Berge nennt) befindet und von der rauschenden Tatorcza durchschnitten wird. Und hier war der Ruhepunct, nach welchem sie lange sich gesehnt hatten. Am linken Ufer der Tatorcza erhebt sich himmelan ein ungeheurer Steinfels, auf dessen Gipfel steht die Beste Munkacs; hier schlugen sie ihr Lager auf und hier war es, wo sie ihrer Gottheit Isten genannt, unter der Verehrung der Sonne, als dem hellstrahlenden Symbol von ihr, durch Abschlachtung und Verzehrung der geopfertem (gewöhnlich weißer und mackelloser) Pferde, ihre Dankopfer unter lautem Jubel dargebracht und vierzig

Tage lang, im Wonnearm der Ruhe, sich gütlich gethan hatten.

Die Erscheinung der Magyaren erhellte mit furchtbaren Blitzen von dem Munkacszer Felsgestein, die ganze pannonische Gegend. Die Bewohner eines Theiles derselben, auf dem rechten Theißufer, Mährer und Bulgaren, erschrocken gewaltig und sie wurden wie durch mächtige Donnerschläge, von den süßen Träumereien, im Schooße des Friedens und ihrer Behaglichkeit, geweckt. Sie waren auf ihre Erhaltung und Rettung bedacht. Die Bulgaren, ihr Unvermögen, dem Brausen des sie mit Tod und Verderben bedrohenden Sturmes zu widerstehen, begreifend, schickten sogleich Abgeordnete mit großen Geschenken beladen, an die Magyaren, um ihre Gemüther zum Frieden und zu ihrer Schonung zu stimmen. Alom hatte ein Herz, in welchem große Güte und Menschenfreundlichkeit wohnte; er ließ die bulgarischen Gesandten vor sich kommen und gewährte ihnen alles, was sie von ihm bittend gewünscht und begehrt hatten. Doch andern, harten Sinnes waren die Mährer oder Slaven; sie wollten, von unzeitigem Übermuthen ergriffen, dem magyarischen Großherzoge nicht huldigen, sie beschlossen, sich gegen den Angriff von seiner Macht zu wehren und verschanzten sich, von dem slavischen Burgvoogte Laborcz angeführt, auf dem Bergschlosse Ungh. Doch nichts galten ihre Vertheidigungsanstalten; in einem einzigen Gefechte, war von den sieggewöhnten Magyaren alles zu Boden geschmettert. Die Festung Ungh fiel in ihre Hände; der Befehlshaber Laborcz hart ge-

schlagen, ergriff die Flucht, die Sieger setzten ihm nach, hohleten ihn nicht weit von Tempeln ein und machten hier, an den Ufern eines Baches, dem sie dann nach ihm den Namen Latorcza gaben, in der Gegend von Somotor, durch den Pfahl, seinem Leben ein Ende.

Diese Heldenthat der Magyaren versetzte jeden Empörer gegen ihre Völkereigenschaft in Schrecken und sie breiteten unter dem glänzenden Banner ihrer Siegerkraft nach Willkür die Rechte ihrer Herrschaft in dem Gebiete zwischen der Theiß und dem Bodrog aus, das sie mit siegreichem Schwerte erobert hatten. Nach vollbrachter triumphvoller Sicherung und Gründung der erkämpften neuen Wohnstätte, in dem erwähnten Gebiete, beschied Alom der Großherzog, die Oberhäupter des gesammten magyarischn und kumanischen Volkes, auf die Ungher Burg. Groß war die Festivität, die hier statt gefunden hat. Vier Tage hindurch wurde die Siegesfeier, unter abwechselnden Schmausereien, Tänzen und Götterverehrungen gefeiert. Am letzten Tage hielt Alom, mit den versammelten Kapitänen Rathssitzung; in dieser erklärte er, daß er von den Beschwerden des Alters, auf dornenvoller Bahn hart niedergedrückt, sich genöthigt fühle, sein Regiment als Großherzog niederzulegen und daß er nimmermehr vermöge, mit der erforderlichen Energie und Thätigkeit, ihr Wohl zu besorgen und sie in den Kampf zu führen; dabei eröffnete er dann, das Anliegen seines Herzens, wünschend, daß seine Würde, laut dem in Baschkirien abgeschlossenen Grundvertrage, auf seinen

Sohn Arpad übertragen werden möchte. — Hoher Ernst lag in den Worten Alom's und die Versammelten alle, waren mit seiner Erklärung zufrieden; ihr Blut und Leben wagten sie ja für seine Erhaltung und Beschirmung, und daher waren sie auch jetzt ganz geneigt seine gerechten Wünsche zu erfüllen und seinen Sohn Arpad, der als Fürst und künftiger Kriegsheld, die schönsten Hoffnungen von sich gab, für ihren Großherzog, unter Leistung des nöthigen Eides der Treue, anzuerkennen.

Während Alom so weit mit seinem Volke vorgezogen war und auf seinem beschwerdenvollen Wanderzuge, sich durch so manche kühne Heldenthat ausgezeichnet hatte, saßen die übrigen magyarischen Stämme, ruhig in Lebedia, von dem Woivod Lebed, beherrscht. Sie nannten sich jetzt Szabados felesek (Constantinus Porphyrogenitus schreibt: Sabartoi asphaloi) was so viel, als insgesammt und unter sich freie, tapfere, kühne und von niemanden unterjochte Leute, bedeutet. Diese stolze Benennung bürgt dafür, daß sie das Joch der Chazaren nicht getragen und ihre Oberherrlichkeit nicht anerkannt hatten, wie einige Scribenten behaupteten.

Die Chazaren, neben und unter welchen jetzt die Ungarn durch volle drei Jahre wohnten, bestanden aus 8 Stämmen. Constantinus Porphyr. giebt ihre Namen folgendermaßen an: Kabar, Nek, Meger, Kurtugermat, Tarian, Genach, Kar und Kaz. Den stärksten, edelsten und mächtigsten, aus drei großen Horden bestehenden Stamm, stellten die

Kabaren dar; diese empörten sich einst wider ihren Chakan: allein da ihr Versuch, ihn seiner souveränen Fürstenwürde zu berauben, mißlungen war und sie die Schärfe seines strafenden Schwertes fürchteten, nahmen sie ihre Zuflucht zu den Magyaren in Lebedia und vereinigten sich mit ihren Geschlechtern.

Allein ungeachtet die Macht der Ungern durch den Beitritt der Kabaren merklich vermehrt und vergrößert wurde, so waren sie doch in Lebedia nicht sicher genug gegen den Andrang der Gewalt von den sie mit der Unterjochung bedrohenden Feinden. Die von allen Seiten verfolgten, mächtigen Petschenegen oder Pashinaziten (später die Stammväter der nogaischen Tataren und früher, als sie noch einen Volkeszweig des türkischen Hauptstammes bildeten, Kankeli oder Kankar d. i. robuste, starke, unerschrockene Menschen genannt) fielen sie in einer Schlacht mit wilder Verzweiflung an und vertrieben sie aus Lebedia.

Die erlittene harte Niederlage, erzeugte in dem Innern der überwundenen magyarischen Stämme, große Veränderungen. Indem sie der alles verheerenden Kriegsgewalt der Petschenegen nicht gleich Schranken zu setzen vermochten, so ergriffen einige die Flucht über den Don, andere zogen zu ihren alten, an der Kuma hausenden Stammgenossen zurück, der größte Theil aber setzte im Bunde mit den Kabaren, unter Lebed's Panier im Jahr 889 über den Bog, und unterwarf sich den ganzen Landesstrich zwischen den Flüssen Bog, Kugalnik, Pruth, Dniester und Sereth. Den neuen Wohnsitz nannten sie in ihrer Sprache, nach eigener Be-

nennung Atelköz; — denn, eben so wie die Wolga, hießen sie Atel, auch die Donau und unter dem Worte Köz verstanden sie einen jeglichen Raum, der von zwei Dingen beengt oder eingeschlossen war; und daher der Name. Constantinus Porphyr. nennt denselben Aufenthaltsort der Magyaren, Atelkufu und versteht darunter alles von den zwei Hauptflüssen Bog und Gereth eingeschlossene Land an der Donau.

Die Petschenegen, deren VolksGesamtheit gegenwärtig 40 Horden und 8 Stämme (Ertem, Tzur, Gyla, Kulpe, Charobo, Talmat, Chopon und Szopon genannt) zählte, suchten die Gränzen ihrer Herrschaft immer weiter auszudehnen. Sie richteten daher unaufhörlich die Adlerblicke ihrer Eroberungssucht auf die benachbarten und schon einmahl von ihnen besiegten Chazaren. Dieß merkte ihr Chakan und seine Sorgfalt war, die gefährlichen und tödtlichen petschenegischen Schwertstreiche in ihrer alles niederdonnernden Kraft zu lähmen und denselben mit Nachdruck entgegen zu wirken. Er entwarf den Plan, das gesammte Volk der Magyaren von ihrer Unerschrockenheit im Felde überzeugt, unter gewissen Bedingungen zu seinem Schutze, näher an seine Person zu schlüssen. Um denselben so bald als möglich, seine Gesinnungen mittheilen zu können, wandte er sich an den Kapitän Lebed. Dieser stellte sich bei dem Chakan ein: allein er war für das ihm vorgelegte Allianzproject nicht gestimmt, als er vernahm, daß er, als souveräner Herzog des gesammten Magyarenvolkes, zu demselben von ihm erhoben, seine Oberherrlichkeit in dem Charakter eines Vasalls anerkennen müßte. Er lehnte den

ehrevollen Antrag von sich, suchte sich für seine Person auf alle mögliche Art zu entschuldigen und schlug, da er weder den Chakan erzürnen, noch das, was er in Baschkirien in Alom's Hände geschworen hatte, brechen wollte, den Alom oder dessen Sohn Arpad vor. Der Chakan, unvermögend jetzt bey der Durchsetzung seines Vorhabens Zwangsmittel zu gebrauchen, gab sich zufrieden und begnügte sich mit der Versicherung, die er von Seiten der Magyaren, in Hinsicht ihrer freundschaftlichen Gesinnungen gegen ihn, erhielt. Die Magyaren sahen es aber auch ein, wie wenig sie vereinzelt und getrennt, insbesondere jetzt in Atel-Kusu gegen feindliche Anfälle gedeckt wären; sie wünschten die Freundschaft der Chazaren auch und begünstigten daher nach Möglichkeit des Chakans Begehren, vereinigten sich aber, um ihre mit vielem Blute erkämpfte Selbstständigkeit und Freiheit, nicht der Gefahr auszusetzen, nach Alom's heißen Wünschen mit ihren Brüdern am Bodrogh und an der Theiß und erhoben mit einhälliger Stimme dessen Sohn Arpad zu ihrem Großherzog. Feierlich war die Scene der Huldigung, die sie ihm (in Jahr 890) als dem rechtmäßigen Erben der souveränen Großherzogswürde, die seinen Vater schon schmückte, dargebracht hatten. Wie einst dem Vater: so huldigten jetzt die Oberhäupter des gesammten Volkes auch dem Sohne, diesem in Atelkusu wie jenem in Baschkirien, unter dem feierlichsten Eidschwure, Treue, Gehorsam und Unterwerfung angelobend. Und Arpad war der, von der weise und wunderbar waltenden Vorsehung auserkührne große Heros, der die Bestimmung hatte, Pannonien zu erobern, welches Werk der Ero-

berung von ihm auch, innerhalb wenig Jahren siegreich und im Triumphe vollzogen wurde.

Die Trinkschale auf dem Sarkophage des Königs Ladislaw I.

Der ruhmbechränzte König der Ungern, Ladislaw I. war der zweitgeborene Sohn des tapfern Königs Bela I. Er trat nach dem Tode seines ältern Bruders Geisa, die Regierung im Jahr 1077 an und regierte sehr ruhmvoll bis 1095. — Sowohl in Bezug auf den Körper, als den Geist, stattete die Natur diesen Fürsten mit den herrlichsten Gaben aus. Er war der schönste Mann im ganzen Reiche, hoch von Statur und schlankem Wuchse. Aus dem Feuerblicke seines heitern Auges, strahlte die Erhabenheit der Majestät, die ihn des Zepters, den er über die Schaaren eines der tapfersten Völker schwang, würdig machte und seinen edlen Gesichtszügen, war tief die Milde eingepägt, die auf den ersten Anblick, das leutseligste und menschenfreundlichste Herz erkennen läßt.

Mit den Reizen einer ausgezeichneten Mänerschönheit verband aber Ladislaw auch einen äußerst feinen Sinn für alles Edle und Gute und die größte Kriegstapferkeit. Von dieser Seite hatte er schon als Prinz die herrlichsten Proben, vorzüglich in den Gefechten mit den Kumanern abgelegt, die schon jetzt mit unbändiger Wildheit auf Ungarn von beherzten Männern angeführt,

loszustürmen begannen. Hestiger und blutiger auf's Haupt schlug er ihre feindlichen Horden, als König. Wie Ladislaw im Felde, von der Kriegsrüstung angethan, als Kämpfer, dem eine ungeheure Körperstärke noch eigen war, sich von dem größten Heldenmuth, auf den gefährlichsten Posten, gezeigt hat: so benahm er sich auch am Ruder der Regierung, als Fürst von großer Weisheit. Vorzüglich viele Herrscherklugheit verrieth er bei der Erstückung der Ausbrüche innerer Unruhen und in den Fehden, die er mit seinem Vetter, dem enthronten Könige Salomon, zu bestehen hatte.

Der Ruf von Ladislaw's Biederfinne, Herrscher- und Feldherrntalenten, verbreitete sich durch ganz Europa und jeder der angestaunten Kriegsheroen seines Zeitalters, suchte sich eifrig seiner Wohlgeogenheit und Freundschaft zu versichern. Daher kam es, daß er im Jahr 1095 auf dem merkwürdigen Piazenzaer Konzil (auf dem Pabst Urban II. in der Mitte von 13 Erzbischöfen, 200 Bischöfen, 400 Äbten, Chorherren und Mönchen und 30000 Laien, einen Kreuzzug, in das gelobte Land festgesetzt hat) von Allen einhällig zum Anführer des gesammten Kreuzheeres ernannt und gleichsam konclamirt wurde. Vorzüglich viel Rühmliches über ihn, als einen der tapfersten und unerschrockensten Krieger, wie es die zugegen gewesenen ungrischen Prälaten selbst hörten, sprachen bei dieser Gelegenheit, enthusiastisch für ihn eingenommen, die Ritter aus Flandern, Frankreich und Lothringen. Ladislaw's größter Freund und Verehrer war der Herzog von Aquitanien, Wilhelm. Dieser bewirkte, daß sogleich von Piazenza aus sich Abgeordnete an ihn auf-

machten, die ihm von seiner Wahl und Erhebung zum Generalissimus der Kreuzarmee, Kunde geben und ihn als denselben begrüßen sollten. Die Gesandten trafen in Ungarn gerade zu Ostem am 25 März ein und fanden den König auf der Bodrogher Burg. Mit Vergnügen und der größten Bereitwilligkeit nahm Ladislaw der Biedere, das ihm so solenn und zutrauensvoll angebotene Ober-Commando an, indem mit seinem Vorsatze, die Kraft seiner Waffen gegen die Ungläubigen im Oriente zu ihrer Vertilgung zu wenden, auch die Bischöfe und Magnaten seines Landes ganz zufrieden waren.

Die kampfbegierigen Streiter für die Ehre Christi in Frankreich, Deutschland und Italien, wollten mit der vorgefaßten Heerfahrt nicht verzögern. Ladislaw erhielt von ihren Zurüstungen Nachricht und er war auch daran, zu seiner Ausrüstung die schnellsten Anstalten zu treffen. Er begab sich deshalb auf die Neutraburg, um dort alles in Ordnung zu bringen. Allein dem Frommgesinnten war es nicht vergönnt, mit bewaffneter Hand an das Ziel seiner heißen Wünsche zu gelangen. Der Tod überfiel ihn unvermuthet und am S. Marthatage (29 Juli) kaum er noch, von dem herannahenden Lebensende immer härter bedroht, die Rückkehr Colomann's, seines Sohnes, aus Polen, um ihn mit dem letzten Vatersegen zu seinem würdigen Nachfolger einzuweihen, abwarten konnte, war er schon den Schaaren seiner verklärten Väter zugesellt.

Ladislaw's Tod versetzte Ungarn in große Trauer; jedermann zollte seinem Andenken gerechte Thränen der Wehmuth: denn er war nebst dem Ruhme eines klugen

und tapfern Regenten, als Christ, auch noch ein sehr frommer und gottesfürchtiger Mann, der seiner Gottseligkeit wegen, schon in den Tagen seines Lebens für einen Wunderthäter und Heiligen gehalten wurde. Seiner letzten Anordnung gemäß, kam seine Leiche nach Großwardein, wo sie in der alldort von ihm gegründeten Marienkirche, in stiller Gruft einen Platz der Ruhe erhielt. Feierlich war der Leichenzug, der von Neutra seinen Weg bis Großwardein genommen hat und unbeschreiblich groß die Menge der Menschen, die sich aus allen Ständen, als Leidtragende, in der letzten Stadt, zur Feier des Leichenbegängnisses einfanden. Die Begräbnißzeremonien begannen: aber plötzlich wurden diese auf eine höchst sonderbare Art unterbrochen. Eben in den Augenblicken, als die königliche Leiche schon in die Gruft versenkt werden sollte, erhob sich ein gewaltiger Lärm, in den Reihen des versammelten Volkes. Das Schreien der Streitenden zog die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich. Man horchte auf und sah wie ein Graf, mit einem königlichen Ritter einer silbernen Trinkschale wegen zankte, die jeder hartnäckig für sein Eigenthum erklärte. — Die Sache des Streits in ihren nähern Umständen verhielt sich folgendermaßen. Von großer Geldverlegenheit hart in die Enge getrieben, fand der Ritter zu seiner Aushilfe sich genöthigt, das von seinem Vater geerbte Trinkgefäß, das jener einst von dem Könige Ladislaw zum Geschenk erhielt, dem Grafen käuflich anzubieten. Der Graf erblickte die prächtig gearbeitete Trinkschale; sie gefiel ihm und von Habsucht schnell ergriffen, begehrte er dieselbe, auf die ungerechteste Weise, an

sich zu bringen. Er entgegnete deshalb dem Ritter auf seinen Antrag: „Wie wagst du, Elender, mir mein entwendetes Gut, zum Ankauf vorzulegen? Die Trinkschale ist mein Eigenthum und ich irre nicht, wenn ich sage, daß sie mir du gestohlen hast.“ — Der Ritter stußte ob dieser verwegenen Rede des Grafen; er nannte ihn, im Bewußtseyn seiner Unschuld einen niederträchtigen Lügner und Betrüger, fragend, ob er sich vor Gott, dem strengen Richter aller bösen That nicht scheute, so frech zu behaupten, die Trinkschale, als ein von seinem Vater geerbtes Kleinod, hätte einst ihm angehört? — Diese Worte des Ritters fachten mit Sturmesmacht die Flammen des größten Zankes zwischen ihm und seinem Gegner an. Der gewissenlose Graf aber steckte mit Gewalt die Trinkschale ein und wollte dem Verkäufer dafür keinen Heller zahlen.

Der in seinen Rechten angegriffene und stark beleidigte Ritter nahm nun seine Zuflucht zu dem Richter. Dieser hörte ihn in seiner Klage gelassen an und versprach ihm auf der Stelle Genugthuung zu verschaffen. Er forderte den Grafen vor und fällte das Urtheil. Aber von gar sehr großer Sonderbarkeit ist des weisen Richters Ausspruch, den er zur Beilegung, des zu solcher Unzeit vorgefallenen Streites, gethan hat; derselbe beschleunigte die Entfaltung eines Wunders, das bald die Leichenversammlung in das größte Staunen versetzte und zur Verherrlichung und Lobpreisung des verbliebenen Königs nicht wenig beitrug. Der Richter in des verklärten Monarchen Gottseligkeit ein gränzenloses Vertrauen setzend, sagte mit lauter Stimme: „Wer von den Anwesenden sollte es be-

zwei-

zweifeln können, daß das Leben unsers verblaßten Königs nicht ganz dem Dienste der Gerechtigkeit, geweiht gewesen wäre? — Allerdings, er war ein Mann von den reinsten Sitten und den tugendhaftesten Handlungen; der Wahrheit wärmster Freund und der Lüge bitterster Feind. Schon befindet er sich im Chore der Seligen, Gott lobend und preisend; er als ein gerechter, unparteiischer Richter, der an den Stufen seines Thrones und vor dem Tribunale der Gerechtigkeit, nie einem Menschen ein Leid zugefügt hat, mag nun auch jetzt das Urtheil über euch, die ihr streitet, aussprechen und zeigen, welcher von euch Recht hat. Die Trinkschale, die der Stein des Anstoßes und Argernisses zwischen euch ist, will ich auf den Sarkophag des entselten, gottseligen Regenten hinstellen, von dorthier sollt ihr sie wegnehmen. Welcher von euch dem Sarkophage sich ohne Gefahr und augenscheinliche Strafe, die der gerechte Himmel über den Bösen sehr leicht zum warnenden Zeichen und sichtbaren Beweise seiner Lügenhaftigkeit urplötzlich bringen kann, nahen und die Trinkschale davon tragen wird, derselbe soll sie als sein rechtmäßiges Eigenthum behalten.“

Ritter und Graf, die von Groll und Haß gegen einander heftig entbrannt waren, ließen sich diese Verfügung des Schiedrichters gefallen und waren bereit nach den Winken seiner Entscheidung zu handeln. Feierliche Stille herrschte in den näher zusammengedrängten, dichten Volkshaufen und jedermann war neugierig, den Ausgang des Prozesses zu sehen. Mit frecher Gebärde und erkünstelter Kühnheit, die das aufsteigende Roth der Schuld auf seinem Gesichte verwischen und das gewaltige Pochen

seines verruchten Busens betäuben sollte, trat der Graf zum Sarge hin; er erhob seine Hand, um nach der streitigen Trinkschale zu greifen; aber plötzlich, wie von einem gewaltigen Blitzstrahle getroffen, sank er ohnmächtig zur Erde nieder. Wie vernichtet, besinnungslos und ganz ohne Kraft sich zu erheben, lag er da. Die Zuschauer staunten und ihrem erschrockenen Munde entfuhrn unwillkürlich die Worte: „Solche Zeichen stellt der Himmel an den Gottlosen, zu ihrer Züchtigung auf!“

Der Ritter hörte seinen niedergeschmetterten Gegner, unter den Qualen seiner verdienten Strafe, die ihn zermalmte, fürchterlich röcheln und freute sich im Herzen über seinen Sturz. Freudigen Muthes näherte er sich dem Sarkophage und ergiff die Trinkschale. Frohlockend hielt er dieselbe in die Höhe, zeigte sie dem, von Bewunderung ergriffenen Volke und pries Gott mit lauter Stimme, der die Unschuld in keiner Gefahr unkommen läßt. In des gerechtfertigten und wackern Ritters Lobgesang stimmten jubelnd auch die Schaaren der Versammelten ein. Hierauf wurde die unterbrochene Leichenseierlichkeit fortgesetzt und die Leiche des Königs auf den Ort ihrer Ruhe hingestellt.

Das Wunder mit der silbernen Trinkschale auf dem königlichen Sarge, machte auf die Gemüther der Ungern einen bleibenden Eindruck und begründete mächtig in ihren Herzen die Achtung, die sie für ihren verklärten Monarchen, als einen Heiligen hegten. An dasselbe reihten sich aber bald mehrere und noch bedeutendere Wunder, die sich von Zeit zu Zeit an seinem Grabe zugetragen haben sollen. Wie nun die Zahl der unerklärbaren Vor-

fälle, mit jedem Tage sich vermehrte: so nahm auch der fromme Glaube an dieselben unter den Ungern immer mehr und mehr zu. Sie unternahmen bald häufige Wallfahrten nach Großwardein und viele der gläubigen Pilger erkohren sich den verewigten König zum Patron. Als seinen Schutzheiligen hatte ihn in einem vorzüglich hohen Grade der König Sigmund verehrt, der oft an seinem Grabe, aus frommer Absicht, sich einzufinden pflegte.

Die Sage von den an der Schlummerstätte Ladislaw's stattgefundenen Wunderereignissen, verbunden mit dem rühmlichen Gerüchte von seinen Thaten, die er in seinem Berufe als Kriegsheld, Herrscher und Christ, vollendet hat, bewirkte, daß er auf des Königs Bela III. Verrieb, im Jahre 1191. von dem Pabste Cölestin III. heilig gesprochen wurde.

Clara von Zah.

Nicht selten, wenn der Prüfungen Geißel den Sterblichen schlägt und über ihn die Kreuzfluth sich ergießt, bleibt es bei einem Unglücke stehen, das ihm die Lebenstage verbittert. Es reihet sich unvermuthet ein Unfall an den andern an und der Wehklagende, vom finstern Schwarme seiner Bekümmernisse verfolgt, wird mit unbegreiflicher Schnelligkeit, kaum er sich noch von einem Schrecken zu erholen vermochte, zur Erduldung tausend anderer, in

das Labyrinth der größten Widerwärtigkeiten, verfehlt. Wohl ihm, dem jammerbeladenen Märtyrer dann, wenn er standhaft duldet, nicht verzagt, wider sein Schicksal nicht murrte, Schritte zu empörenden Handlungen nicht unternimmt und mit dem Schilde seiner Unschuld, alle die feurigen Pfeile lächelnd auffängt, die des Lasters Dämon, um ihn der Tugend, die in der Trübsal den Geist so sehr erhebt, untreu zu machen, auf ihn abschießt. Die geduldige Ausdauer in allen den Stürmen, die wider ihn zu seinem Verderben sich erhoben, öffnet ihm nach glücklich überstandnem Kampfe, die Pforten von dem Heiligthume, wo der Ruhe Genius ihn mit der Siegerkrone belohnt und seine Seele mit Nectar und Ambrosia labet.

— Unter den unzähligen Leiden, die in den süßen Kelch der Lebensfreuden bittere Gallentropfen träufeln, sind auch jene von einem unaussprechlich großen Weh, die ein Herz voll zärtlicher Elternliebe zerreißen. Mächtig ist der Trieb der älterlichen Liebe und von himmlischsanfter Natur: aber es gibt Trübsalsfälle, die ihn oft hart erschüttern und in die unbändigste Wuth versetzen. Oft befällt ein stiller Gram seine Kraft, an dem er allmählig in ruhiger Hingebung dahin welkt, wenn ein Mißgeschick im Blüthenhaine seiner Sorgfalt die zarten Keime seiner schönen Hoffnungen, wild zerknickt: oft aber, wenn der Angriff auf ihn zu heftig ist und der Trauer Macht ihn überwältigt, entflammt der Rache Gefühl ihn zu den größten Grausamkeiten, die ihn endlich zur Verzweiflung bringen, in deren Stürmen er sich nimmermehr schont und achtet. Die Geschichte führt nicht wenig Beispiele

an, die diese Behauptung rechtfertigen und ihr volle Gütigkeit verleihen.

Von dem schwarzen Gefieder der Melancholie bange umwehet, saß im Jahr 1330 der große König Carl Robert auf der Wischegrader Felsenburg, seinem glänzenden Lieblingsfeste und trauerte als Vater über die schauerlichen Verwüstungen, die der Tod in den Zirkeln seines häuslichen Glückes angerichtet hatte. Derselbe raubte ihm mit wüthender Strenge auf einmahl seine beiden ältesten Söhne, Carl und Ladislaw. Die plötzlich verbliebenen Kinder, waren Carls einziger Trost, mit dem er sein Herz zufrieden stellte, wenn er an den schwülen Kampf zurückdachte, den er bei der Behauptung des magyarischen Thrones, zu bestehen hatte und ihr unverhofftes Dahinwelken riß daher mit grimmiger Wuth alle seine kaum noch halb verharschten Seelenwunden wieder ganz auf. Der Schlag für den edlen, zärtlich liebenden Vater war hart und groß: doch bei dem einzigen Jammer, den dieser nach einer langen Reihe von andern Trübseligkeiten, über ihn gebracht hat, durfte es nach den Verfügungen des züchtigenden Himmels nicht verbleiben; ein anderer Unglücksfall, der vor den Blicken seines betrübteten Auges zur Vernichtung seines kraftvollen königlichen Stammes, sich auf eine furchtbare Weise ereignete, erhöhte mit Riesenmacht das Weh seiner Trauer und derselbe war es, der ihn zu einer Grausamkeit bewogen hat, von der den Zug an dem prachtvollen Gemälde seines glanzvollen Charakters, der Historiker mit Staunen und Wehmuth wahrnimmt.

Carl, den betäubten und wehklagenden Monarchen, in seiner qualvollen Lage zu trösten, beschloß sein Schwager der polnische Prinz Casimir. Er schrieb ihm, wie sehr er Theil an dem Kummerschicksale nehme, das ihn durch den Tod seiner Söhne betroffen hat und daß er deshalb eilen wolle ihn, zur Aufheiterung seines Geistes, zu besuchen. Mit Wohlgefallen vernahm Carl die Botschaft von dem angekündigten Besuche und versprach sich, zur Verbannung seiner düstern Gedanken, von dem Biedersinne seines Schwagers, viel Erfreuliches. Casimir wie er versprochen hatte, erschien auf den Höhen von Wischegrad: aber ach sein Reiseplan war in einer unglückseligen Stunde entworfen und seine Ankunft in Ungarn unheilvoll, denn mit ihm kamen alle die Höllenfurien mit, die aus dem leidenden Herzen Carls, vollends allen Frieden, auf eine lange Zeit, verscheucht hatten.

Casimir war der Königin Elisabeth Bruder und ein Sohn des Königs von Polen, Wladislaw Loktek. Sein Charakter, von dem er bekleidet in den Kreisen seiner Lebenshätigkeit, als Mensch und Regent erschien, ist in dem Gebiete der Psychologie, des auffallenden und räthselhaften Contrastes wegen, den er von seinen Gefühlen, Gesinnungen, Eigenschaften und Handlungen aufstellt, die wunderbarste Erscheinung. Als Herrscher verdient Casimir groß genannt zu werden und er nimmt auch in der Reihe der polnischen Könige mit Recht den ersten Platz ein. Alle seine Handlungen auf dem Throne bezeichnen ihn als einen Fürsten von der größten Milde, Wahrheit und Gerechtigkeitliebe. So war er

auch im Felde an der Spitze seiner Soldaten der tapferste Mann und seines Zeitalters erster Kriegsheld. Seiner löblichen Regierung und vorzüglich seiner Leutseligkeit wegen, wurde er allgemein der Bauernkönig genannt. Die Polen priesen sich unter seinem Zepter (den er über ihre Schaaren vom Jahr 1333 bis 1370. so ruhmvoll geschwungen hat) recht glücklich. Allein als Mensch und Weltbürger zog sich Casimir im Reiche der Moralität, seines ausschweifenden und wohlküstigen Lebenswandels wegen einen großen Tadel zu. Er vermochte den Stürmen seiner Sinnlichkeit nicht zu widerstehen. Vorzüglich hart gerügt von den Frommen seines Zeitalters wurde, sein grausames Benehmen gegen seine drei Gemahlinnen Anna, Adelheit und Hedwig, Frauen von der größten Tugend, dann sein vertraulicher Umgang mit der Züdin Esther und endlich seine gewagte Vermählung mit der wunderschönen Pragerinn Rokiczana.

Als Casimir dem Könige von Ungarn, den Besuch abgestattet hatte, war er noch Kronprinz und jezt erst 20 Jahr alt. Allein schon in dem Jünglinge, war der Zukunft große Liebesritter zu erkennen, denn deutlich konnte man schon jezt an ihm die Merkmale von seiner mächtigen Hinneigung zur Schwelgerei wahrnehmen. Mit unruhigem Blicke sah er sich an dem Hofe Carls, des Drosses nimmer ernstlich mehr eingedenk, den er als heilenden Balsam in dessen Herzenswunden zu schütten sich vorgenommen hat, nach der Beute um, die seiner Sehnsucht flammendes Gefühl, zur Sättigung begehrte. Er warf endlich, als er das Gesuchte, gefunden zu haben glaubte, das Meß seiner Verführung auf eine sehr reizende Jung-

frau aus, die den Charakter eines Hoffräuleins in dem Gefolge der Königin, bekleidete. Dieselbe hieß Clara und war die jüngere Tochter des tapfern Ritters Felician von Zah.

Mächtig hatten der Liebe Funken, Casimir'n für das Hoffräulein Clara entglüht und er fand von dem Momente an, als ihr Reiz, seine Vorstellungen und Begriffe von weiblicher Schönheit, betäubte, keine Ruhe mehr. Wo er ging und verweilte, sah er in den Mauern der Residenz in jeder Form nur sie und das Abbild ihrer Feengestalt. Clara war aber auch in der That eine Jungfrau von ausgezeichnete Schönheit, deren Wunderzüge, der Grazie und der Anmuth Blütenreiz, der die Symmetrie ihres zarten Gliederbaues sanft umfloß, mächtig erhob und den idealischen Zauber ihres ganzen Wesens, in die Glorie der Unübertrefflichkeit kleidete. Jegliche Männer, die ein feiner ästhetischer Sinn für das Erhabene weiblicher Körperreize beseelte, blieben bei ihrem Anblicke, vor ihr, wie vor einem Madonnenbilde himmlischen Ursprunges, betroffen und verwundert stehen. Doch, was ein sehr seltener Fall zu seyn pflegt, mit allen diesen äußern Vorzügen vereinigte Clara die größte Tugend, die ein Product ihrer frommen Erziehung gewesen war und die ihr Herz herrlich vor den Heimtücken der Verführung sicherte. Eben diese Geistesfestigkeit Clara's, die in ihrer Frömmigkeit und Keuschheit sich begründete, stellte die unüberwindliche Schutzwehr dar, die die Unternehmungen Casimir's zur Entweihung ihrer Jungfräulichkeit erschwert und in der Vollführung unmöglich gemacht hatte. Casimir sah die Erhabene, er bestürm-

te sie, ihr auf den Knien die Gefühle seines in Liebe schmachtenden Herzens eröffnend: aber keine seiner Maximen, brachte ihn an das Ziel seiner unerlaubten Wünsche. Er both endlich alles auf, was ihm die Macht seines Ranges und seiner Reichthümer darreichen konnte, um nur die spröde und in ihren Verweigerungen felsenfeste Jungfrau, durch List und Vorspiegelungen von Größe, die sie als seine künftige Gemahlinn auf dem Throne, zu ersteigen fähig wäre, zu gewinnen: allein die Edle, die große Kluft, die zwischen ihr und einem Prinzen obwaltete und die unedlen Absichten Casimir's wohl begreifend, lehnte alle seine Anträge, mit Kraft und Würde und von dem festen Vorsatze geleitet von sich, nie den Kranz ihrer Unschuld und Keuschheit, seiner Wollustgier Preis zu geben.

Fast wäre Casimir verzweifelt und von Sinnen gekommen, als er erfahren mußte, daß er in der Jungfrauen-Sphäre, wo es ihm sonst bei der Realisirung seiner Wünsche keine sehr große Mühe kostete, auf eine Seele gestoßen war, die er mit keiner Waffe, als Schlachtopfer seiner Ausgelassenheit, niederzustürzen vermochte. Schon verstrich allmählig die Zeit, die er für den Besuch auf Wischegrad bestimmt hatte und der größte Unwille befiel ihn, als er sah, daß er in der Durchsetzung seiner Liebespläne, nicht um ein Haar breit noch weiter gerückt war. Nur wenige Tage sollte er noch in der Residenz verweilen und jetzt in den Folterbanden seiner Qualen auf's Äußerste gebracht, nahm er seine Zuflucht zu seiner Schwester, der Königin. Ihr gab er offenherzig von all der Höllepein Kunde, die sein Innerstes wie mit

zweischneidigen Schwertern durchwühlte. Unfehlbar mochte aber Elisabeth, die Schritte Casimir's schon früher bemerkt haben, mit welchen er ihr reizendes Hofräulein verfolgte, sie hörte daher mit der größten Theilnahme an seiner Unruhe, die Liebesklagen aus seinem Munde an und war endlich, von den Gefühlen ihrer Schwesterliebe überwältigt, so schwach, ihn ihres Beistandes bei der Befriedigung seines Verlangens zu versichern und ihm ihr Wort zu geben, daß sie nicht eher ruhen wolle, bis Clara nicht die in seinem Herzen emporgestiegene Flamme werde gedämpft und seine Seufzer um Gegenliebe erhört haben.

Über dem Haupte Clara's der Züchtigen, zog sich ein schreckliches Ungewitter zusammen; die Perlekrone ihrer jungfräulichen Keinheit sollte vernichtet werden, denn fest blieb Elisabeth bei ihrem Vornehmen das Flehen ihres Bruders um Gegenliebe zu stillen und seinen Wünschen gemäß zu verfahren. Sie gab sich daher alle Mühe Clara, deren Zutrauen sie ganz besaß, in das Gewebe ihrer List, ohne daß sie es merken sollte, zu verstricken und in den Geleisen ihres Hofdienstes sie in dergleichen Umstände zu verwickeln, von welchen gefesselt, sie nimmermehr der Gewalt und den Frevelangriffen Casimir's würde entfliehen können. Jede Maaßregel, die ihr Verführungsplan, zur Erreichung des vorgesetzten Endzweckes vorschlug, wurde ergriffen und so geschah es, (wie die Scribenten Dlugosch und Muglen es frei in ihren Berichten hierüber aufdecken) daß Clara wenige Stunden vor dem Abschiede Casimir's von Wischesrad in die ihr aufgestellte, gefährliche Schlinge gehen

mußte. Es war die letzte Nacht, die Casimir in der Mitte der königlichen Familie in Ruhe zubringen sollte und in den unglückseligen Stunden derselben, gelang es ihm, die schreckliche That der Schändung an Clara, die zu ihrem Unglücke längst seinen Sinn so sehr beschäftigt hat, zu vollziehen. Er entehrte sie in dem Schlafgemache der Königin und raubte ihr mit Gewalt, das unschätzbare, hohe Kleinod aller keuschen Jungfrauen, die Unschuld.

Herzzermalmend waren die Klagen, die jetzt nach vollzogener Nothzüchtigung, aus dem Munde Clara's, über den Verlust ihrer jungfräulichen Ehre führen und mit welchen sie den Himmel, um Rache, über ihre Verfolger angerufen hat. Casimir der Verwegene entfloß mit Tagesanbruch aus der Residenz, die schrecklichen, blutigen Folgen seiner Unthat ahnend und im Herzen über den Frevel frohlockend, den er an der spröden Jungfrau, verübte. Clara's Lage war äußerst trauervoll und zum verzweifeln; sie hatte an dem Hofe und in der Nähe der Königin keine Freude mehr; ihr Herz war voll des Grolles gegen sie und sie wand sich sogleich von den Banden ihres Dienstes los. In der Unmuth Flor gehüllt, wünschte sie nimmermehr das Tageslicht zu schauen und fast wäre sie ein Opfer ihrer Unruhe geworden, wenn sie der tröstende Gedanke nicht ausgerichtet haben würde, daß sie noch einen zärtlichen Vater besitze, der die ihr zugefügte Beschimpfung werde rächen können. Sie eilte daher zu ihm hin, warf sich an seine Brust und gab ihm bitterlich weinend Kunde von dem Unglücke ihrer gewaltsamen Schändung, die Königin, als die Urheberin, ihrer gro-

fen Schmach anklagend. Wie ein Dolchstich fuhr diese Entdeckung und die Klagen Clara's durch sein erschrockenes Herz, das sich mit einem Schlage aller der herrlichen Erwartungen beraubt sah, die seine Vaterliebe, als die Quellen alles Trostes betrachtete, der ihm auf der Dornen umwundenen Bahn seines Greisenalters zu Theil werden sollte. In die Flammen des schrecklichsten Zingrimms versetzt, schwor er, nicht eher zu rasten, bis er die seinem Kinde zugefügte Unbild werde auf das furchtbarste gerochen haben. Mit Wehmuth die ihn fast zur Todesbeute machte, schloß er seine unglückliche, entehrte Tochter in seine Arme: doch mußte er sich als Mann fassen, um mit männlicher Kraft die Jammernde der Wuth der Verzweiflung zu entreißen, mit der ihre Trauer sie zu verschlingen drohte.

Clara's Vater, der Ritter Felician von Zah, behauptete unter den Hofbeamten Carls, den ersten Platz und er stand, als ein unter den Waffen grau gewordener, tapferer Krieger, bei ihm, in hohem Ansehen. Er war sein vertrautester Rathgeber und hatte als dieser, was mit einer großen Auszeichnung verbunden war, zu ihm, immer und zu jeder Zeit, einen freien Zutritt. Carl schätzte an ihm vorzüglich seine Treue, Weisheit und Heldenmüthigkeit. Zu Felician's Ehre spricht Heinrich von Muglen: „Er was weyses Rates und der Kunig hett yn lieb.“ — Früher socht Felician unter dem Banner des rebellischen Grafen Matthäus von Trentschin, der als Ungarns mächtiger Palatinus dem Könige Carl, bis er ihn nicht im Rozgerner Thale an der Tarza total geschlagen hat, die Schrit-

te zu der Besizname des Thrones, da er selbst König werden wollte, sehr erschwerte: allein er fiel als der erste von seiner Partei ab und kehrte zur Pflicht eines treuen Unterthans zurück. Hierdurch gewann Carl zur Verstärkung seiner Macht unendlich viel; er wurde dem Felician sehr gewogen und als dieser von Tag zu Tag die herrlichsten Proben von seiner Treue und Anhänglichkeit gegen das rechtmäßige Regentenhaus, ablegte, so unterließ es Carl nicht, ihn mit den größten Günstbezeugungen, zur Belohnung seiner Verdienste um ihn und das Vaterland, zu überhäufen. Felician kannte sein ehrenvolles Verhältniß zu dem Könige und die aus seiner Hand empfangenen Beweise von Güte und Gnade, und er vermochte sich daher nicht zu erklären, wie er den Schimpf verdient haben sollte, der ihm und seiner ganzen Familie, auf Veranstaltung und mit Bewußtseyn der Königin, durch die Entehrung seiner geliebten Tochter, die er ihr anvertraut hat, zugefügt wurde?

Nicht klein war die Collision, in die der Ritter Felician, bei seinem Racheproject mit den Gefühlen seiner Vasallentreue und jenen seiner Vaterliebe, gerieth: aber nichts konnte ihn davon abführen und auf andere Gedanken bringen, weder die Stimme der Pflicht, noch die des Gewissens, denn schrecklich beleidigt, angegriffen und herabgewürdigt fand sich seiner Liebe Trieb, der mit Zauberbanden, seine Tochter an sein väterliches Herz kettete. Er sah empört und äußerst aufgebracht, mit schrecklicher Geistesunruhe, der Gelegenheit entgegen, die das Beginnen seines Vorhabens herbeiführen würde. Diese erschien am 17 April (1330) gerade am Dienstage nach Quasi-

modogeniti. Es war ein schrecklicher, jammervoller Tag. In friedlicher Kunde, nicht im mindesten einen Trauervorfall ahnend, saß König Carl zu Mittage, in der Mitte der Seinigen, an der Tafel, das zubereitete Mahl genießend. Plötzlich erscheint der hochbeleidigte Felician im Speisezimmer; die Schmerzen seines verwundeten Wattergefühles hatten ihn verwirrt gemacht und er gebährdete sich wie ein Rasender. Unzusammenhängende Worte der gröbsten Lästerung entfuhrn im brüllenden Tone seinem Munde; was er gesprochen hat, war unter andern: „Ha! Verföhlerin meines geliebten Kindes! bebe — der Rache Donnerkeil muß dich zerschmettern!“ Bei diesen Worten griff er nach dem scharfgeschliffenen Säbel; er entzog ihn wüthend der Scheide und schwang ihn gegen das Haupt der Königin. Diese hört das Säusen der blinkenden Säbelklinge, verliert aber die Gegenwart ihres Geistes nicht und mit der rechten Hand fängt sie den Mordhieb auf. Groß war die Kraft, mit der derselbe, um ihr den Kopf zu spalten, geführt wurde und er schleuderte weit von der resistirenden Hand vier Finger weg. In dem Augenblicke erhebt sich der König von seinem Sitze, springt der Königin zu Hilfe und wird von dem ergrimmtten Ritter eben auch an einer seiner Hände stark verwundet. Felician der empörte Vater, als er gesehen hat, daß das Hauptopfer seiner Rache dem Todesstreiche entronnen war, gerieth in die schrecklichste Wuth und er versuchte die beiden königlichen Prinzen, Ludwig und Andreas niederzuhauen. Doch die beiden Kinder wurden durch ihre Erzieher, die tapfern Grafen Keneßich und Niklas Drugeth gerettet; sie brachten sie

eiligst unter großer Lebensgefahr, in ein Nebenzimmer in Sicherheit. Indessen aber fiel der Graf Johann Eselen von Patak, der Königin Vice-Truchseß, den in Tollheit um sich herumschlagenden Ritter an und warf ihn zu Boden. Er kniete ihm auf der Brust, ihn mit der Last seines Körpers, wie mit des Tatra's Schwere niederdrückend und durchbohrte ihn mit einem Tischmesser die Kehle. Tödlich war die Wunde und nimmermehr wurde sich der Vermessene von der Erde zu einem neuen Mordversuch erhoben haben: doch von den herbeigeeilten Hofdienern, die der entstandene Tumult in Bewegung setzte, wurde er in mehrere Stücke gehauen.

Groß war die Angst und die Gefahr in der die königliche Familie sich befand. Carl, durch die Verwegenheit Felicians und dessen Angriff auf seine Person, auf's höchste ergrimmt, gab unverzüglich die Befehle zur Einkerkelung seiner Kinder. Felician hatte außer der Clara, noch einen Sohn und eine ältere Tochter, Seba genannt, die an einen Ritter von Kopyay vermählt war. In aller Eile wurden diese zuerst gefänglich eingezogen und auf das Grausamste bestraft. Felicians Sohn befand sich bereits schon auf der Flucht, er ward aber sammt seinem Diener eingeholt und zurückgebracht. Beide wurden zur Strafe für Felicians Verbrechen, an Rosschweife befestigt und in den Gassen der Stadt bis zu Tode herumgeschleppt. Ihre entseelten Körper warf man dann den Hunden vor. Seba verlor durch das Schwert den Kopf und ihren Ehegatten betraf im Gefängnisse der Hungertod. Das schauderhafteste Strafurtheil aber wurde über die unglückliche Clara ausgesprochen.

Man peinigte sie auf alle nur erdenkliche Art, mehrere Tage hindurch zuvor in dem Kerker, dann schnitt man ihr die Nase und beide Hände ab und verstümmelte sie noch auf das Furchtbarste im Gesichte, wo man ihr unter andern mit einem scharfen Messer die Lippen zuerst durchstach und dann aufschlitzte. Nachdem nun die edle Jungfrau so an der Schandsäule auf das Jammervollste zugerichtet worden war, hob man sie entkleidet auf ein elendes Pferd und führte sie in der ganzen Stadt zum Gespötte herum. Dabei mußte sie, von ihren Peinigern durch Peitschenhiebe genöthigt, ohne Unterlaß schreien: „Ein solch schreckliches Schicksal, hat jeder zu erwarten, der auf die geheiligte Person des Königs einen Angriff wagt.“ Empörend und alles Menschengefühl verleugnend, waren die Folterungen, die die Unschuldige erdulden mußte; sie wurde dann von den Henkersknechten so lange gemißhandelt, bis sie ihren Geist aufgegeben hat.

Vertilgt von diesem Erdenrunde waren Felicians Kinder: allein mit ihrem Tode waren der König und die Königin noch nicht ganz und vollkommen befriedigt. Die hohen Beleidigten konnten den stattgefundenen verruchten Angriff auf ihr Leben nicht vergessen und in der gerechten Erbitterung darüber sich gar nicht mäßigen. Sie verlangten zu ihrer Genugthuung und Beruhigung noch mehr Blut. Aus diesem Grunde trugen sie das Ganze ihrer Strafforderungen dem gesammten Adel vor und da niemand dagegen etwas einzuwenden hatte, so entstand am 23 April, in voller Versammlung auf Wischegrad jene merkwürdige Staatsurkunde, kraft welcher die ganze Familie der Edlen von Zah, unter den schauder-

vollsten Ausdrücken in die Acht erklärt wurde. In derselben wird von Felician, dessen Treue gegen den König und das Vaterland früher so hoch angepriesen wurde, unter andern gesagt, daß er von keckerischer Malitiosität verführt, schon von seiner Kindheit an, nichts anders gethan als geraubt und gemordet hätte. Ferner ward festgesetzt, daß alle die mit ihm bis in's dritte Glied verwandt wären, dem Tode hingeopfert werden sollten. Hieüber schreibt Muglen: „Dornach hieß die Königin Vilzians Geslecht toten an das virte Glied.“ Wirklich verfuhr man auch auf das Pünktlichste nach dem buchstäblichen Inhalte dieser urkundlichen Verfügung; man suchte mit der größten Strenge alle diejenigen Individuen auf, die ihr gemäß, dem Todesurtheile unterlagen. Viele starben aber auf das unschuldigste. Man konnte lange mit den Inquisitionen nicht fertig werden; sie verzogen sich mehrere Jahre hindurch. So geschah es, daß noch im Jahr 1336 mehrere sehr tapfere und angesehenen Männer, zum Theil mit dem Leben zum Theil aber mit dem Verluste ihrer Güter bestraft wurden. Einzig von dieser blutigen Maaßregel ausgenommen waren die Enkel und Enkelinnen von den Schwestern Felicians und jene Frauen Zah'schen Geblütes, die auf eine legale Art, mit Männern anderer Familien, verheirathet waren.

Die schaudervolle und bis jetzt beispiellose Achteklärung der Edlen von Zah, haben 23 Reichsbaronen unterzeichnet. Nicht jedermann aber im Lande billigte diese ihre That; man hielt das Verfahren gegen die unschuldigen Mitglieder der Zah'schen Familie allgemein

für eine große Ungerechtigkeit. Es erhob sich deshalb auch hie und da in der Mitte der Großen bald ein lautes Murren. Carl erhielt davon Nachricht und er selbst als ein Mann von großer Herzensgüte, schien die Schärfe seiner Befehle zu bereuen und suchte sich zu entschuldigen. Er erklärte: seine Absicht bei der Festsetzung der Nichtserklärung wäre wohl nur gewesen, um eine öffentliche Warnung aufzustellen, wodurch in Zukunft jedermann abgeschreckt werden möchte, ein ähnliches Verbrechen an der königlichen Familie zu begehen. Der immer höher und höher gestiegene Unwille legte sich zwar allmählig, doch hörte man, da insbesondere Clara's Schicksal das Mitleid aller erregt hat, allgemein nachsprechen: daß Gott der Gerechte, der das Böse nie ungerochen läßt, bald das ganze Land, des an dem Hofräulein Clara und ihren Anverwandten verübten Unrechts wegen, gewiß hart strafen und heimsuchen werde. — Und was geschah? Was viele der politischklugen, aus den Verkettungen der Umstände geweissaget hatten, ging wirklich vom Zufalle herbeigeführt noch in demselben Jahre (1330) größtentheils in Erfüllung. Carl unternahm ohne hinlängliche Ursache einen Feldzug wider den ruhigen Fürsten der Walachei, Michael Bessarab und er wurde von ihm ganz geschlagen und besiegt. Nebst dem Verluste seines sämmtlichen Heerbannes wäre er unfehlbar selbst auch um's Leben gekommen, wenn sich in seine Kriegsrüstung nicht schnell der edle Graf Dominik von Viptau geworfen hätte, der auch von den Feinden wirklich für den König gehalten, gefangen genommen und auf der Stelle getödtet wurde. Die erlittene schreckliche Niederlage, sah man

nun allgemein als eine offenbare Strafe des Himmels für die verübten Grausamkeiten, an. Bald verbreiteten sich aus derselben über das ganze Königreich, große und hartdrückende Übel und Carl der Monarch beschloß selbst bei sich, nie wieder mehr ein friedliches Volk, aus herrschsüchtigen Absichten, mit den Waffen in der Hand anzugreifen. Weil nun der Glaube um diese Zeit allgemein statt gefunden hat, als wären jegliche Drangsale die jetzt das ungrische Volk betrafen, Folgen der vollbrachten Greuel und verdiente Züchtigungen der strafenden Hand Gottes gewesen, so schrieb auch Dlugosß in seiner Geschichte, bei der Erzählung der Trauerschicksale Clara's folgendes nieder: „Die Großen Pannoniens glaubten und behaupteten allgemein, daß wirklich seit jenem unseligen Tage, an welchem in ihrer Mitte, so große und himmelschreiende Verbrechen an der Unschuld, wider alles Recht und alle Gerechtigkeit begangen wurden, von ihnen und dem Lande aller Segen und alles Glück gewichen sey und daß von damahlen an, das Königreich, den schrecklichsten Verwüstungen, von Seiten der grausamen Barbarenhorden, ausgesetzt gewesen war.“

Die sieben Söhne des Grafen Simon Miczban.

Die Geschichte der sieben Knaben, die dem tapfern Grafen Simon Miczban, auf seinem Schlosse Borostyan in der Eisenburger Gespanschaft, um das Jahr

1242 auf einmahl zur Welt geboren wurden, enthält so viel Außerordentliches, daß man sich bei manchen Umständen, kaum der Gedanken erwehren kann, das Ganze der paradoxen Erzählung für ein, in Ilithya's Gemächern fein ausgedachtes Märchen zu halten. Aber nicht die geringste Spur von etwas Fabelhaften liegt in diesem wahren historischen Factum: denn nebst den Zeugnissen, die sich in Urkunden und Grabschriften vorfinden, drücken hierüber auch noch mehrere der glaubwürdigsten Scribenten ihre Urtheile aus. Unter den Männern, die in ihren Schritten die Erwähnung der auffallenden Sieblingsgeburt mit kritischen Glossen begleiten, verdienen vorzüglich Peter Alvinzi, Graf Wolfgang von Bethlen und Stephan Tzegledi beimerkt zu werden.

Simon war von Geburt ein Spanier. In den letzten Regierungsjahren des Königs Andreas II. kam er nach Ungarn. Schon jetzt hatte er, als ein unerschrockener und kriegserfahrender Mann Gelegenheit, sich auf dem Felde der Ehre auszuzeichnen und der Rechte sich würdig zu machen, die ihm in seiner neuen Heimath so liberal angebothen wurden; aber am herrlichsten und trefflichsten that er sich an der Spitze magyarischer Krieger hervor, als unter dem Könige Bela IV. das Land von den Mongolen verwüstet worden war. Ungeachtet die überfallenen Magyaren, der Übermacht ihrer grausamen Feinde weichen mußten, so vertheidigte er doch lange gegen ihre wüthenden Stürme auf das wackerste die Graner-Burg. In dem Carmine miserabili, in welchem der beherzte Großwardeiner Bischof Roger, die mongo-

lischen Verheerungen und das Elend, das Ungarn damals betraf, auf das rührendste beschrieben hat, kommt er (Kap. 40) unter dem Namen Comes Simeon Hispanus vor. Roger zählt ihn unter die entschlossensten Heroen und legt seinem Wirken in den Schlachtgesilden Wunderdinge bei. Der König Bela IV. wußte aber auch die Waffendienste Miczbans zu schätzen; er belohnte ihn daher mit dem Indigenate und den weitläufigsten Ländereien.

Mehrere Jahre verlebte Graf Simon mit seiner Gemahlinn, einer gebornen Ungerinn, in der Ehe, ohne nur einen Tropfen von dem Nectarkelche der himmlischen Vaterfreuden verkostet zu haben. Trübte daher zuweilen das schöne Azurblau seines heitern Egehimmels ein finstres Wölkchen, so war es nur der schwermüthige Gedanke an das Schicksal der Kinderlosigkeit seiner Ehe. Aber in den Plänen der gerechten Vorsehung war es beschlossen, den biedern Mann, nach vielem Kummer, der ihn von dieser Seite in manche Mißlaune versetzt hat, große Freuden an eigenen Leibeserben erleben zu lassen. Nur wunderbar mußte sich Manches zuvor in den Revieren seiner Umgebung gestalten, bis er an das goldene Ziel seiner höchsten Erdenwonne gelangte.

Die Gemahlinn Miczbans ging einst unweit dem Schlosse spazieren, auf dem Spaziergange begegnete ihr ein armes Weib mit drei Kindern beladen. Die Mutter von den Drillingen, von schwüler Sorge hart zu Boden gedrückt, spricht sie, die reiche Gräfinn, um eine milde Gabe an. Die angeflehte Grundfrau, Betrug und Lüderlichkeit bei der in Lumpen eingehüllten Bettle-

rinn auf den ersten Anblick argwöhnend, stüzt bei ihrer Bitte; die drei Säuglinge fallen ihr vorzüglich auf und sie fragt: ob die Kinder ihr angehörten? — Ja, war die Antwort aus dem Munde der Befragten. Die fuhr in ihren Klagen weiter und eröffnete der Gräfinn, daß sie alle drei Kinder auf einmal zur Welt geboren hätte. — War die Gräfinn gegen die Bettlerin im Geheimen auf eine ihr unerklärbare Art schon vorher zum Zorne gereizt: so brach sie jetzt mit aller Gewalt in den größten Unwillen über dieselbe aus. Sie schlug ihr sogleich eine jegliche Unterstützung rund ab, schalt sie als eines der unzüchtigsten Weiber und als eine verschmißte Lügnerinn aus, und machte ihr die bittersten Vorwürfe darüber; daß sie eine der unverschämtesten Huren seyn müßte, indem es unmöglich wäre, daß von einem Manne zugleich drey Kinder gezeugt werden könnten.

Außerst wehe that der nothleidenden Mutter in ihrem wundgeschlagenen Herzen die unverdiente Straflektion, die sie von der hochezürnten Gräfinn so unvermuthet bekam; ihre Hartherzigkeit beweinend, entfernte sie sich von ihr und empfahl sie, jede Selbststrache mit Lasterworten vermeidend, der Strafgerechtigkeit des Himmels.

Die Gräfinn fehrt nach Hause und über die unverschämte Bettlerin im Geiste noch immer ausgebracht, indem sie sich durchaus die gleichzeitige Geburt der Drillinge nicht zu erklären vermochte, erzählte sie den Vorfall ihrem Gemahl und sagte ihm am Ende ihrer Erzählung, wie tüchtig sie die ehrlose Schwägerinn, mit Scheltworten ausgezahlt habe. Allein der Graf, als Mann von besserer Einsicht, tadelte das Benehmen seiner Gemah-

litt; er machte sie auf die heillosen Mißfolgen aufmerksam, die jede Unbarmherzigkeit, an Nothleidenden ausgeübt, nach sich zu ziehen pflegt, und hielt ihr vor, daß sie dafür Gott strafen könne. Und — indessen was geschah? Der Himmel schien die ungläubige Gräfinn für ihre Versündigung an der allgemeinen Menschenliebe wirklich recht zu züchtigen. Sie wurde schwanger und innerhalb einer Jahresfrist gebar sie sieben Kinder auf einmal. Die Neugeborenen waren alle männlichen Geschlechtes.

Die Kleinen von den Fittigen der Munterkeit milde umweht, erfreuten sich recht gesund ihres Daseyns auf diesem Erdenrunde: aber wie ein glühender Pfeil flog durch die Seele der Mutter der Gedanke an die schweren Verweise und Vorwürfe, die sie einst der Bettlerin mit den Drillingsen, gemacht hat. Ihr einziges und ganzes Bestreben war jetzt, die Last der Schmach von sich zu wälzen, mit der sie einst so ungerecht das blutende Herz jener armen Mutter beschwert hatte. Aber wie sollte sie dieß anstellen und wie die lodernde Gluth in ihrem gesolterten Gewissen dämpfen? Sie beschloß die Kinder bis auf eins aus der Welt zu schaffen. Wirklich wählte die Irregeleitete von den Knaben einen, der ihr am holdesten zu seyn schien und die andern sechs übergab sie einem alten Weibe mit dem Auftrage, dieselben bei Verlust ihres eigenen Lebens, in dem ersten nächsten Flusse zu ertränken.

Die als Werkzeug zur Vollführung des festgesetzten Mordvorsatzes, den so schnell die Abwesenheit Simons zu seiner schauerhaften Reise gebracht hat, ausgemittelte

Alte war der Gräfinn, als ihrer Gebietherinn, allen Gehorsam schuldig. Sie packte die unschuldigen Säuglinge, deren leises Klaggewinsel die sanften Gefühle erstarrter Mutterliebe nicht erweichen und sie vor der blutigen Hippe des Todes nicht schützen konnte, in einen Korb zusammen und nahm ihren Weg gegen einen dichten Wald zu. Kaum hatte sie denselben erreicht, so begegnete ihr Micaban, der Gemahl der entbundenen Gräfinn, der eben jetzt mit seinem militärischen Gefolge von einem Feldzuge heim gezogen kam. Er sah die Alte von ferne und seinen Blicken fiel sogleich das ängstliche Benehmen auf, mit welchem sie ihr grausames Vorhaben zu verbergen und seinem Begegnen auszuweichen suchte. Sie wurde angehalten und auf seine Frage: was sie in dem Korbe so behutsam trüge? gab sie zur Antwort: Nichts. Die Alte begann aber am ganzen Körper zu beben. Dieß und ihr lakonisches Nichts, machte den Grafen noch aufmerksamer und neugieriger. Alles bestärkte in ihm den Verdacht noch immer mehr, daß die Alte auf ihrem Wege von der schlimmsten Intention geleitet werde; er drang daher härter mit Fragen in sie, und in wenigen Minuten vernahm er von ihren Lippen das ganze schauerhafte Geheimniß des Mordauftrages, der ihr von seiner Gemahlinn gemacht wurde.

Mächtig war der Gram, der jetzt mit dem größten Weh das Innere Simons durchwühlte. Er suchte ihn aber mit aller Gewalt zu verbergen, doch in Thränen ganz zerfloß sein martialischer Blick, als er die sechs holden Knaben, die edlen Sproßlinge seiner Tenden, in dem geöffneten Korbe schlummern sah. Er drückte sie mit Zu-

brunst an seine hochschlagende Vaterbrust und weihte sie bei dem Schuppenschilder, das ihm in so mancher schwüligen Schlacht das Leben erhalten hat, dem Könige und dem Vaterlande. Seine erste Sorge war jetzt, die nöthigen Anstalten zur Erhaltung der Kinder zu treffen. Bevor wurde aber die bestimmte Vollstreckerinn des Mordes in das Schloß zurückgeschickt, doch durfte sich diese aus dem Walde nicht entfernen, bis sie nicht feierlich dem Grafen das Versprechen gegeben hat, dieß alles, was vorgefallen war, zu verschweigen und der harrenden Gräfinn von der glücklich vollzogenen Ermordung der Säuglinge, die Nachricht mit aller Versicherung zu geben. Nachdem nun die Alte alles pünktlich zu beobachten versprochen hatte, trat sie ihren Rückweg an, und Niczban suchte für einen jeglichen der Knaben eine Säugamme. Er war so glücklich diese bald in dem nächsten Dorfe zu finden und von nun an lag ihm, dem zärtlich liebenden Vater, mitten unter den geräuschvollsten Beschäftigungen, die ihn sehr oft in die Schauergelände Bellona's versetzten, nichts so sehr am Herzen, als für die Erziehung seiner Lieblinge zu sorgen.

Nachdem nun Simon die Knaben in sichere Verwahrung gebracht hatte, begab er sich auf seine Burg. Frohlockend verkündigte man ihm allhier die glückliche Entbindung der Gräfinn und die Geburt eines Sohnes. Simon nahm die Miene des entzücktesten Vaters an, er herzte den kleinen, neugebornen Sohn und ließ nicht den mindesten Unwillen von dem, vor seiner Gemahlinn etwas merken, was er vor kurzem im Walde erfahren hatte. Die Gräfinn, der bösen That sich wohl bewußt,

schwieg auch, vor dem Verrath durch die Larve der Häuthierinn und die Verschwiegenheit des alten Weibes geschützt, weißlich davon.

Für die Erziehung des jungen Grafen auf dem Schlosse, als des einzigen Sohnes, war nun auf das eifrigste gesorgt. Er wuchs freudig heran, aber auch seine sechs Brüder in der Fremde, wuchsen herrlich heran. Sie erreichten, von Kraft und blühender Gesundheit auf ihrer Lebensbahn begleitet, das Ziel ihrer Jünglingsjahre, und jetzt beschloß Graf Simon, seiner Gemahlinn die verstorbenen 6 Knaben vorzustellen. Er veranstaltete zu diesem Ende ein großes Gastmal. Viele der angesehensten Männer aus der Nachbarschaft wurden zu demselben geladen. Die sechs Söhne Simons, alle gleich und eben so wie der junge Graf auf dem Schlosse gekleidet, erschienen auch dabei. Simon stellte sie seinen Gästen als junge Ritter aus dem Gefolge seiner Krieger vor. Ihre jugendliche Schönheit entzückte alle und die Augen aller waren auf sie geheftet. Es wurde geschmaust. Nach aufgehobener Tafel, stellte Simon im Angesichte der versammelten Fremden die sechs schlanken Jünglinge auf und fragte: was für eine Strafe würde wohl ein solcher Bösewicht verdienen, welcher grausam und frech genug wäre, 6 solche hübsche Knaben zu morden? Die erste Stimme, die sich hierauf aus der Mitte der Anwesenden erhob, war die Stimme der Gräfinn. Sie sagte: ein Opfer des Todes müßte ein solcher Frevler den Augenblick seyn, der von Grausamkeit verleitet die Verwegenheit hätte, einen Mord an solchen hübschen Kindern zu begehen. — Nun denn, fiel Simon hastig in ihre Rede, jener

Frevler und Mörder bist du! denn dein böshafter Wille war's, diese 6 Jünglinge hier, in der Stunde ihrer Geburt, dem Tode als Beute hinzuwerfen.

Plötzlich besann sich die Gräfinn, was Simon ihr mit diesem Vorwurfe sagen wollte, nur begriff sie nicht, von der Gewalt der höchsten Bestürzung zusammengesmettert, wie jene 6 Knaben, die sie dem Tode in die Arme zu liefern beschloffen hatte, am Leben verblieben waren. Sie fiel vor ihrem, in den höchsten Eifer gerathenen Ehegemahl auf die Kniee nieder und bath um Gnade und Verzeihung. Erstaunt über das Unbegreifliche der unerwarteten Scene, stimmten die anwesenden Gäste auch in ihre flehentliche Bitte um Schonung und Erbarmen, und der Graf, der eben schon auf sie das Schwert gezückt hatte, schenkte ihr das Leben. Allgemeiner Jubel und allgemeine Freude verdrängte nun aus dem Gastsaale die Furcht, die die Gräfinn in Todesangst versetzt hatte. Die 6 Jünglinge, nachdem sie sich von den Schauern des Schreckens, den dieser Auftritt auch über sie warf, erhohlt hatten, umarmten die begnadigte Gräfinn als ihre Mutter, erkannten sich als Brüder und schlossen den jungen Grafen, der auf der Burg erzogen wurde, auch als ihren siebenten Bruder, in ihre zärtlichen Arme.

Die Nahmen der 7 Söhne Miczbans waren: Simon, Bora, Thomas, Dionysius, Dietrich, Georg und Demeter. Alle widmeten sich dem Dienste des Vaterlandes und erwarben sich als Krieger einen hohen Ruhm. Der größte Heldenruhm gebührt dem Georg, der seinen Platz in der glänzenden Reihe der magyarischen Heroen, unter dem Namen Graf Soós von

Sóvár einnimmt. Von diesen 7 Miczban'schen Söhnen, leiteten 7 Geschlechter ihren Ursprung ab, welche Jahrhunderte lang in Ungarn in ihrer schönsten Blüthe gestanden und dem Staate viele vortreffliche und große Männer gegeben hatten. Vom Simon stammte das Geschlecht der Eszenyi-Csapi, von dem Bora, das der Szerdahelyi, vom Thomas, das der Szürtey, vom Dionysius, das der Bocskaj, vom Dietrich, das der Poliankai-Csapi, vom Georg, das der Soós von Sóvár und vom Demeter, das Geschlecht der Kövesdi ab.

Das Ganze der hier erzählten Geschichte von den sieben Söhnen Miczban's, wurde später, um das Wunderbare derselben auch auf die Nachwelt zu bringen, in ein Fürtuch gestickt, welches lange, als eine der größten Raritäten auf dem Bocskai'schen Schlosse Etsched, in Verwahrung lag.

Die ungrischen traurigen Ritter.

Der heidnischen Magyaren Abgott war das Schwert und ihre größte Wonne, von Feinden umringt, in des Marses blutigen Gefilden zu wirken. Alles daher was die Schätze ihrer irdischen Glückseligkeit ausmachte, so auch ihre Freiheit und Selbstständigkeit in Pannonien, verdankten sie ihrer Kriegstapferkeit und der Schärfe ihres Schwertes. Aber eben diese gränzen-

lose Kampfsucht, war Schuld daran, daß sie lange über die zweckmäßigen Mittel nicht nachgedacht hatten, wie sie auf eine andere, bessere und bequemere Art, in einem wohleingerichteten Staate, für die Dauer ihres politischen Wölkerdaseyns und die Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse, als durch Pflege der Wissenschaften und Künste, Erlernung der Gewerbe und Betreibung des Handels im friedlichen Verkehre mit anderen Nationen, sorgen könnten. Lange schlummerte in ihnen, betäubt von der Opferwolke ihres heidnischen Götzendienstes, der Sinn für die Cultivirung und Verfeinerung ihrer Sitten und die schönen Denkmäler der Kunst und des Industriefleißes, wie sie hie und da, zur Zeit ihres Einfalles in Pannonien, in den meisten Provinzen des Abendlandes, schon in ihrer bewundernswerthen Herrlichkeit prangten. Der mächtige und unbesiegbare Hang nach Beute, deren sie auf ihren grausamen Streifzügen, in die Länder ihrer Gränznachbarn, habhaft wurden, schien in ihren Gemüthern das Vertrauen immer mehr zu befestigen, das sie in die Riesenstärke ihrer bewaffneten Arme, setzten.

Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts (von 947 bis 972) beherrschte als Großherzog, die Magyaren ein sehr kampfbegieriger Fürst. Er hieß Loxis und war ein Sohn Zoltan's, desjenigen der vor Merseburg (925) mit seinem Volke, geschlagen von dem Könige der Deutschen Heinrich I., eine schreckliche Niederlage erlitten hatte. Von ungeheurer Größe und Kühnheit waren die Kriegsplane, die Loxis Stolz zur Unterjochung der Völker in Westen entwarf und an deren Vollführung er rastlos arbeitete. Und gewiß zu Ereig-

nissen für Europa von den merkwürdigsten Folgen würde er mit seinen verheerenden Feldzügen Anlaß gegeben haben, wenn er auf denselben, nach dem Flammengrade seiner feurigen Eroberungswünsche, auch immer glücklich gewesen wäre.

Loxis stand an der Spitze seiner immer schlagfertigen Magyaren und der Ruf von seinem Heldennuthe verbreitete sich sehr schnell in alle Länder. Gleich nach seiner Thronbesteigung unternahm er einen Zug nach Italien, wo die Fürsten Lothar und Berengar, der Oberherrschaft wegen in blutiger Fehde verwickelt waren. Berengar befürchtete eine Verbindung seines Feindes, mit dem herbeigeeilten magyarenischen Helden und erkaufte sich mit zehn Scheffeln Silber, die er den armen Bürgern und Klosterleuten abpreßte, seine Freundschaft. Loxis machte bei dem Empfange dieses Schatzes, der ihn keinen Blutstropfen gekostet hat, keine Einwendung und kehrte in Frieden heim.

Kaumi verflossen aber einige Jahre, so verheerte Loxis auf das furchtbarste mehrere Provinzen des deutschen Reiches. Doch an dem Unglücke, das er über die Deutschen jetzt gebracht hat, waren eigentlich ihre Fürsten selbst Schuld, indem sie ihn in ungerechter Fehde, an sich als Bundesgenossen, gezogen hatten. Es war im Jahr 952 als der Herzog von Schwaben, Ludolph, den ruchlosen Entschluß faßte, die Fahne der Empörung, wider seinen Vater, den König Otto I. aufzupflanzen. Seine Allirten, Fürsten von nicht geringer Wassengewalt, waren, der Herzog von Lothringen Konrad, der Pfalzgraf von Baiern Arnulf und der Salzburger Erzbi-

schof, Herold. Loris von der Hoffnung erimuthigt sich und seine Kampfgenossen wieder mit großer Beute zu bereichern, nahm den Ruf der Empörer mit Freuden an und machte sich mit seinem ganzen Heerbanne auf. Er traf mit dem Lothringer Konrad zusammen und dieser von Groll gegen Otto entbrannt, führte die magyarschen Krieger selbst an, um von ihnen unterstützt, seinem Feinde den empfindlichsten Schlag versetzen zu können. Von Schauder erregender Gestalt waren die gräßlichen Verheerungen, die sie unter des Herzogs Anführung überall, vorzüglich aber in den blühenden Rheingegenden angerichtet hatten. Der Jammer, der sich hieraus gleich einem reißenden Strome ergoß, erstieg eine unbeschreibliche Höhe. Eben sollte die Stadt Trier erstürmt werden, als Konrad von Wehmuth, über das schreckliche Unheil, das er über sein deutsches Vaterland gebracht hat, ergriffen, seinen Freund und sein Commando (im Jahr 954) verließ und von der Furie der Gewissensunruhe gejagt, in seine Heimath zurückkehrte. Doch die hell-ausflodernde Flamme des einmal angezündeten Übels, konnte nicht so leicht und so schnell gelöscht werden. Der stürmenden Verheerungsmacht, von Seiten der ergriminten Ungern, vermochte niemand Schranken zu setzen; sie hieben alles mit ihren Schwertern nieder, nahmen dann ihren Weg über Frankreich nach Italien und von hier nach Pannonien zurück. Von schwerem Gewichte war die Beute, die sie jetzt nach Hause gebracht hatten: aber eben in dem Glanze ihres verführerischen Reizes, lag der Grund von dem unglücklichen Feldzuge verborgen, den sie bald darauf, wieder nach Deutschland unternommen hat-

ten und der ihrer Volksmacht eine Wunde schlug, die sie bis jetzt seit ihrer Existenz nicht erlitten.

Einzig von dem Verlangen und der Sehnsucht nach einer ähnlichen reichen Beute bestimmt, schickte Loris im Jahr 955 an den König Otto I. eine Gesandtschaft, durch die er ihm vermelden ließ, daß er gerne als Friedensvermittler zwischen ihm und seinen Feinden auftreten wollte und daß er daher bereit wäre zu seiner Hilfe mit seiner ganzen Kriegsmacht aufzubrechen, er möchte ihm nur seine Willensmeinung in Bezug auf diesen seinen Antrag zu erkennen geben. Allein dem Großherzoge war es mit diesem biedern Anerbieten nicht ganz Ernst; er wollte nur, um auf sicherem Wege seinen feindlichen Einfall, bewirken zu können, durch seine Rundschafter eine Kenntniß von der Stärke der Deutschen erhalten. Diese List mochte aber Otto als ein staatskluger Fürst gemerkt haben; er dankte daher politisirend dem magharischen Großherzoge für seine freundschaftlichen Gesinnungen und gab ihm Nachricht, daß bereits zwischen ihm und seinem Sohne und den andern Fürsten, alle Ruhe hergestellt wäre.

Dieser unverhoffte Bescheid Otto's und die kurze Abfertigung der kaltaufgenommenen Abgeordneten, mißfiel ganz dem Magyarenvolke. Dann hielt Loris die sehr unbedeutenden und geringen Geschenke, die sie mitgebracht hatten, mehr für eine Satyre und Beschimpfung seiner Person, als für eine Ehre die ihm Otto anthun wollte; er berief daher von Zorn und Rache entflammt auf das schnellste die Cohorten seiner Streiter und in wenig Tagen war eine Macht von 100,000 Mann beisammen. Mit dieser Volksmasse machte sich Loris in Eil-

märschen wider den König der Deutschen auf. Zwischen der Donau und dem Schwarzwalde faßte er festen Fuß und schlug dort, die deutschen Geschlechter mit dem Untergange bedrohend, sein ungeheures Lager auf.

Von dem furchtbaren Anzuge der Magyaren erhielt Otto bald Kunde; er erschreckte aber nicht; eben auch in Eile forderte er die ihm befreundeten Fürsten zur Gegenwehr, gegen einen Feind auf, dessen Grausamkeit ihre Länder schon so oft, auf das schrecklichste heimgesucht hat. Zum Versammlungsort des gesammten deutschen Kriegsheeres bestimmte er die Stadt Augsburg. Schnell zogen die zum Kampfe trefflich ausgerüsteten Deutschen heran. Die ganze aus verschiedenen Volkstruppen bestandene Bundesarmee um sie im Felde wirksamer zu machen, theilte Otto in 8 Haufen, deren jeder von den verbündeten Fürsten seinen Anführer bekam. Den Platz für sich wählte er an der Spitze des sächsischen Heerbannes.

Bisler des Sieges und des gewissen Triumphes, den Gefilden dunkler Ahnung entschwunden, schwebten dem Könige Otto vor Augen und nichts machte ihm jetzt mehr Sorge, als der Gedanke, wie er in den versammelten Waffenträgern, die Gluthen des Muthes und der Ausdauer in dem Kampfe mit einem Volke, ansachen könnte, das wegen seiner Kriegstapferkeit und Verheerungssucht, allgemein in Europa gefürchtet wurde. Der Scharfblick seiner Menschenkenntniß, ließ ihn auf Hilfe der Religion, das rechte Mittel bald finden; er machte nach dem damaligen Zeitgeiste die weisesten und klügsten Anstalten und berief zu dem Ende mehrere Priester, die in dem Rufe der größten Frömmigkeit standen. Durch diese ließ er zu-

erst die Lagerstätte feierlich einweihen. Die Diener Gottes bedienten sich bei dieser Handlung der Reliquien von manchen hochgepriesenen Heiligen und schütteten consecrirtes Weihwasser in Menge aus, um jeden bösen Geist aus des Lagers Bezirken zu bannen. Dann wurde von ihnen, der Krieger-Menge, ein großes und sehr strenges Fasten angekündigt, aus der frommen Absicht, um hierdurch die Gottheit für die Sache und das Interesse ihres Streites zu gewinnen. Nach diesem war allgemeine Beichte; ein jeder der zum Kampf Ausgerüsteten bekannte in Reue und Leid seine Sünden, worauf er die Absolution und den Segen erhielt. Um dem Volke mit einem guten Beispiel voranzugehen, feierten die Fürsten sammt dem Könige öffentlich das H. Abendmahl; der fromme Bischof von Augsburg, Ulrich ertheilte ihnen dieß Herz und Geist erquickende Mahl des Himmels. Nach vollzogenem Genuße gaben sie sich laut den feierlichsten Eid, treu einander beizustehen in aller Bedrängniß und gemeinschaftlich zu kämpfen bis auf den letzten Blutstropfen. Dieß gegenseitige Versprechen versiegelten sie endlich noch mit dem biedern Handschlag und dem Kusse des Friedens.

Indessen waren die Ungern etwas weiter gezogen. Ihre gesammte Heeresmacht theilte Loxis in 3 Haupt-schwärme, die von den lorberumkränzten Helden Bulczu, Leel und Boty'ondy angeführt wurden. Mit den zwei erstern, über dieselben das Oberkommando führend, stand Loxis auf dem Pechfelde und der dritte 40,000 Mann stark postirte sich etwas weiter seitwärts.

Wie das Verlangen nach dem Kampfe auf beiden Seiten groß war: so groß und mächtig war auch die Er-

Bitterung, von welcher entrüstet die Feinde jetzt wider einander zu Felde zogen. Hier und dort lauschte man mit brennender Ungeduld, auf das mahnende Signal zum Schlagen. Eben rötheten die Thürme von Augsburg die ersten Goldstrahlen der Morgensonne am Sanct Lorenz tage (10 August) als dasselbe durch die zum Treffen aufgestellten Kriegerreihen erscholl. Die Feindseligkeiten begannen und furchtbar erdröhnte durch die Lust der Klatsch von den Waffen, mit welchen die Kämpfenden aneinander schlugen. Die Deutschen machten den Angriff. Nach dem einhälligen Beschlusse, ihrer Feldherren, sollten die Baiern, die Magyaren, da sie mit ihrer Art Krieg zu führen, am bekanntesten waren, zu erst überfallen. Allein dieß erfuhren die letztern; sie wichen dem Angriffe aus, umgingen, über den Lech setzend, die Schaaren der Baiern und fielen das übrige Heer der Deutschen, mit Hefigkeit, im Rücken an. Nicht wenig betroffen waren die Feinde über diese Kriegslist. Das Gefecht begann äußerst hitzig zu werden. Die Magyaren hieben wüthend alles, was sich ihrem Vordringen widersetzte, nieder. Durch ihre Kraft wurden die Böhmen und Schwaben ganz aus ihrer Position gerückt. Dieß erzeugte in dem feindlichen Heere eine große Verwirrung. Das ganze Gepäck der Geschlagenen fiel in die Hände der Sieger. Triumphvoll setzten diese ihre Schritte weiter: aber jetzt naheten die Franken und sie wurden von ihnen zurückgedrängt, obgleich dabei ihr Anführer, der muthvolle Herzog Konrad unter den magyarischen Säbelhieben dahingesunken war. Konrad's Fall wirkte bestürzend auf die Feinde und eröffnete den kämpfenden Ungern wieder die

schöne Aussicht auf die Erringung des vollkommensten Sieges, sie fochten tapfer. Die Deutschen, die sich schon zurückziehen anfangen, geriethen in große Verlegenheit, nun aber sprengte der König Otto mit der heiligen Lanze ausgeschmückt herbei, er muntert die zurückweichenden Streiter auf und das Treffen bekümmert für sie wunderbar eine günstige Wendung. Sie sehen wie der König mit der, von seinem Vater Heinrich erworbenen glänzenden Wunderlanze (deren Spitze aus den Nägeln, die einst des Welterlösers Händ' und Füße durchbohrten, geschmiedet war) sich vertheidigt und sie glauben, wie von einem Geiste der Überzeugung angeweht, daß sie unter seinen Befehlen, unmöglich die Schlacht verlieren können. Ein jegliches seiner Worte in dem Zurufe zur Ausdauer im Kampf, erzeugte in ihnen neuen Muth und neue Kraft. Sie wehrten sich wie Verzweifelte, die der Ingrimme das Auserste zu wagen bestimmt. Die Ungern, ungeachtet sie immer unerschrocken gestritten hatten, vermochten jetzt den Mordhieben der Deutschen nicht zu widerstehen. Sie begannen, von dem schwülen Tagwerk ermüdet, zu wanken und ergriffen, um dem völligen Untergange zu entinnen, die Flucht. Allein sie entgingen dem schrecklichen Unglücke nicht, das sie nach der unbegreiflichen Fügung des Himmels, zur Bändigung ihrer Kriegerwuth am Sanct Lorenztage, auf dem Lechfelde betreffen mußte. Ein Theil der Fliehenden nahm seinen Zug gegen den Lech; ein anderer warf sich in die nahen Dörfer: aber alle fanden nach wenig Stunden ihren unvermeidlichen Tod. Die einen verschlangen die brausenden Fluthen des Lechs, der eben jetzt in schrecklicher Über-

schwemmung, zu der Magyaren größtem Unglücke aus seinen Ufern getreten war, und die andern vernichtete das Feuer in den Dörfern, welche die Sieger von allen Seiten angezündet hatten. Ganz zu Grunde gingen zwei Drittel von dem glänzenden Heere der magyarischen Kämpfer. Die Helden Bulczu, Beel und Ursur geriethen in Gefangenschaft und Otto verurtheilte sie dann in Regensburg zum Galgen. Schwerlich aber würde das jetzige Treffen für die Magyaren, von so mächtig nachtheiligen Folgen gewesen seyn, wenn sich zu ihrem Sturze mit der Stärke der Germanen nicht auch der Zorn der Lechnajaden verschworen hätte. Der Chronist Heinrich von Muglen schreibt über die gehinderte Flucht der Ungern durch die Überschwemmung, folgendes: „Do weren die Ungern geren geflohen, und mochten nicht, wann daz Wasser daz für die Stadt floß hett sich ergossen, daz sie möchten überkommen tzu der andern Seyten.“

Schrecklich war der Unfall, der das Magyarenvolf in der hier erlittenen Niederlage betroffen hat. Der erste Kriegshaufen, wurde ganz vernichtet und von dem zweiten blieben nur 7 Mann übrig. Als die Nachricht von ihrem Untergange zu dem dritten Schwarm gekommen war, zog sich der Anführer desselben Botyondy, ein Mann von ungeheurer Körperstärke, sogleich tiefer in den Schwarzwald zurück. Warum er den Kämpfenden nicht früher zu Hilfe geeilt war, ist auffallend und unerklärbar. In den Schluchten seiner Verborgenheit hielt er sich, von Rache durchdrungen, so lange auf, bis einige Schwärme der Verbündeten Otto's gegen den Rhein heimgesogen

waren. Botyondy fiel sie aus seinem Hinterhalte wüthend an und nahm außer denjenigen, die unter den Waffen seiner Krieger dahinsanken, noch viele auch gefangen. Von diesem Haufen erzählt Muglen: „Do was ein ander Her der Ungern, und das lag nicht fern von Augspurg, in dem waren viertzig taussent Man die Harnasch fürten, do dye erhorten, wie es iven Gesellen ergangen was, do tzugen sie in einen Wald, wann sie hetten vernumen, daz des Keyzers größter teil wolt an den Kein tziehen, und verlegten dem Her do, und stritten mit in so lange daß sie in die roß erschussen und viel der Deutschen vingen und mit den Gevangen losten sie ire Gesellen die tzu Regenspurg gevangen waren.“ — Der anonyme Kanzler des Königs Bela III. sagt in Bezug auf eben dieses Heer: „Botyondy und andere ungrische Soldaten, als sie den Fall ihrer Brüder erfahren hatten, fielen in ihrem Grimme furchtbar, wie verwundete Löwen die Schaaren ihrer Feinde an und erlegten deren viele mit ihren Waffen.“ Allein der kleine Triumph, den Botyondy über einige deutsche Kriegsvölker davon getragen hatte, war mit nichten vermögend, den erlittenen großen Verlust zu ersetzen und die ihrer gesammten Kriegsmacht geschlagene Wunde, auf der Stelle zu heilen.

Frei von Seelenharm und allem Erdenkummer waren diejenigen der magyarischen Waffenträger, denen es von dem Schicksale vergönnt war, auf dem Schlachtfelde, von Feindeshand getödtet, zu sterben; aber ein schrecklich grausames Loos erwartete in den Reihen der tapferen Magyaren diejenigen 7 Krieger, die in dem zweiten

Haufen, der Lebensgenius, während der Schlacht, vor
 den Mordpfeilen des Todes beschirmt hat. Ach diese
 Unglücklichen waren die Urheber und Erzeuger der spott-
 weise so genannten ungrischen traurigen Ritter,
 die lange das Ziel des bittersten Spottes und der schreck-
 lichsten Verschimpfung in Ungarn gewesen waren. Der
 König Otto nahm sie an sein Hoflager mit; das Todes-
 urtheil sollte auch über sie gesprochen werden: allein um
 an seinem Feinde, dem Großherzoge Loris sich auf eine
 für ihn empfindliche Weise zu rächen, schenkte er ihnen
 zwar das Leben, ließ ihnen aber die Ohren abschneiden
 und gab ihnen dann unter der Bedingung die Freiheit,
 daß sie nach Pannonien zurückkehren und dort ihren Brü-
 dern die Kunde von dem großen Unglücke ertheilen sollten,
 daß ihren Waffengefährten, auf dem Lechfelde begegnet
 war. Die unglückseligen Verstümmelten — o daß sie nie
 ihr Vaterland gesehen hätten — kamen in Pannonien an:
 aber zu welcher Qual und zu welchem namenlosen Elend
 für sie! Keiner der ungrischen Männer wollte sie mehr
 für Patrioten und Abkömmlinge des tapfern Magyaren-
 stammes anerkennen. Jedermann floh ihre Gesellschaft
 wie die Pest und niemand wollte mit ihnen mehr Gemein-
 schaft haben. Man hielt sie allgemein für feige Seelen,
 denen das Leben lieber, als der ehrenvolle Tod auf dem
 Kampfplatze gewesen war. Daher wurde, zu ihrer Ver-
 strafung in zahlreicher Volksversammlung festgesetzt, daß
 ihren Stirnen das Brandmal der öffentlichen Verachtung
 aufgedrückt werden sollte. Um dem Beschlusse Gewicht
 zu geben, strich man ihre Namen, ungeachtet sie Män-
 ner von Rang und hoher Geburt gewesen waren, sogleich

aus den magyrischen Familien aus, confiszirte ihre Besitzungen, schied sie von Weib und Kindern, und verdamnte sie auf ewig zum Bettelstab. Dem Urtheilsspruch zu Folge wurden die armen Unglücklichen von jedermann auf alle nur erdenkliche Weise verhöhnt, gelästert und verfolgt: denn unbeschreiblich groß war der Abscheu, den jeder heroisch gesinnte Magyar, gegen sie in seiner Brust trug. Um sie den Haß ihres untapfern Benehmens wegen recht fühlen zu lassen, nannte man sie allgemein, im Tone der bittersten Satyre, die ungrischen traurigen Ritter (Gyász Magyorkák).

Die in der That bedauerungswürdigen traurigen Ritter mußten sich ihr Schicksal gefallen lassen. Sie konnten zu ihrer Vertheidigung, von dem Tapferkeitsgeiste, der die magyrische Volksmasse ganz beseelte, bei einem jeglichen Worte Lügen gestraft und zurückgeschlagen, nichts hervorbringen. Ein Wunder, daß sie, die zur ewigen Schande verurtheilt waren, die Verzweiflung nicht plötzlich dem Tode zur Beute hingeworfen hat: aber so unbegreiflich, räthselhaft und mächtig ist der in dem menschlichen Herzen tief verborgene Trieb zum Leben. Aus Liebe für dasselbe waren sie bereit, alles Ungemach, das die öffentliche Beschimpfung über sie gebracht hat, in Geduld zu ertragen, trübe von der Hoffnung angelächelt, daß zur Erheiterung ihrer Beschwerden und kummervollen Tage, auf den ausgebrannten Auen ihrer Weltfreuden, auch Blümchen der Wonne noch entblühen werden. Und so gab ihr Daseyn, einer besonderen Classe von Menschen, in Ungarn, den Ursprung. Sie pflanzten ihr Geschlecht fort, aber mit nichten in ordentlicher Ehe; sie lebten von

dieser Seite in der größten Ungebundenheit und niemand bekümmerte sich auch um ihren Lebenswandel. Eben so wenig forderte sie auch jemand, zur Verantwortung, ihrer Ausschweifungen wegen, vor, denn da sie einmahl außer der Linie von allem Verkehre mit ehrbaren Menschen standen und gar kein politisches Gewicht hatten, so nahm auch niemand mehr Rücksicht auf sie. Die Last der großen Schande, die auf ihren Schultern lag, drückte auch ihre Kinder und deren Nachkommen hart darnieder.

Die zahlreichen Abkömmlinge dieser sieben geächteten Ritter führten eine sonderbare Lebensart; sie zogen gleich ihren Vätern, von Ort zu Ort barfuß und auf das elendeste bekleidet, als Bettler herum und nährten sich nebst den Almosen, die sie aus der Hand der Mildthätigkeit erhielten, auch noch von Gesang und Musik. Unter diesen Beschäftigungen wurde von ihnen nichts Gutes, wohl aber viel Böses ausgeübt. Sie waren der Dieberei sehr ergeben, ließen sich für eine Kleinigkeit, als Werkzeuge von Ruhestörern, zur Ausübung der schändlichsten Greuel gebrauchen und vollzogen, selbst oft die gräßlichsten Mordthaten. König Stephan I. gelangte zur Regierung, er sah den schrecklichen Unjug, den diese, mit dem Zeichen der Ehrlosigkeit gebrandmarkten Vagabunden aller Orten trieben, er ließ sie bei der bessern Organisirung seines Staates, im ganzen Lande aufsuchen und schenkte sie als Eigenthum dem Stifte des S. Lazarus in Gran. Durch die Verfügung waren sie an eine bleibende Stätte gebunden, aller Gelegenheit Frevel auszuüben beraubt und zu nützlichen Arbeiten an-

gehalten. Auch ihr Spottname hörte auf; sie wurden jetzt die Armen des heiligen Lazarus (Szent Lázár Szegényei) genannt.

Von diesen unglücklichen 7 Ungern, berichtet der mehrmahl erwähnte Heinrich von Muglen: „Und nomen denselben Ungern die orlos widerkomen waren und mit in Gesellschaft nicht sterben wolden, alles das sie beten und schieden sie von Weib und Kindern, und mußten stets parfuß geen von Haus zu Haus, dieweil sie lebten, und durch des Gespottes willen Ecciogor und Szyac sie sind genennet. Do lieffen die gewaltigsten Hauptleut von in gesank und pucher machen, daz ir Kinder und ir Nachkommen sich vomten ired Namens, aber der Geslecht was mer, das ist wol offenbar wen sibem Geslechte ein sullch laut nit betwingen muchten.“

Wenn man mit psychologischer Aufmerksamkeit den jammervollen Zustand dieser ungrischen traurigen Ritter von allen Seiten betrachtet und die Beweggründe genau erwägt, warum sie in denselben versenkt wurden, so zeigt sich an der jetzigen allgemeinen Denkart der Magyaren, sehr viel Auffallendes und Sonderbares. Sie enthüllet unter andern deutlich ihre Begriffe, die sie von der Tapferkeit und dem Benehmen des Kriegers im Angesichte der Feinde sich machten. Der Tod in den Gefilden der Schlacht, war ihnen die ehrenvollste Hingopferung für das gemeine Wohl und die Kriegstapferkeit das größte Idol, dem sie einzig sclavisch gehuldigt hatten. Wie hätten sie sonst, bei ihren so erhabenen Charaktereigenschaften, mit so großer Kaltblütigkeit und Strenge, sie-

ben Männer, die zu den Angesehensten des Landes gehörten, in die Abgründe eines so schrecklichen Elendes stürzen und sich von ihnen die größten Ausschweifungen und Zügellosigkeit gefallen lassen mögen? Sie wollten aber lieber alle Greuel, von den Geächteten vollzogen, erdulden als sie in ihrer Mitte ehren und sie für ihre tapfern Streitgenossen anerkennen.

Schauderhaft lauten die Schilderungen und Beschreibungen, die von der merkwürdigen Schlacht auf dem Lechfelde, die Scribenten Siegebart von Gembleur, Hermannus Contractus, Ditmar von Merseburg, Hebidanus, Witichind und Otto von Freysingen hinterlassen haben. Nach Muratori sollen die Ungern vor dem Beginnen des mörderischen Gefechtes immer „Hui! Hui!“ (womit die Reiter vermuthlich ihre Pferde antrieben) gerufen haben. Er nennt diesen Ausruf ein schändliches, verfluchtes und teuflisches Wort, und sagt, daß es von Menschen ausgesprochen worden wäre, die mit dem bösen Geist der Hölle im Bunde standen.

Unstreitig hart war der Schlag, der die Magyaren am Sanct Lorenz tage 955 am Leche betraf: aber sie hatten ihn, Troß der großen Betäubung, die er bei ihnen erzeugte bald vergessen und von demselben sich bald erhohlt. Sie verheerten bald wieder, nach alter Gewohnheit das Baiernland und nach vier Jahren waren sie schon wieder so stark, daß sie nach der fürchterlichsten Verheerung Thraziens, Miene machten, Constantinopel zu erobern. Dieß schnelle Erhohlen und Ausleben des hartgeschlagenen Magyarenvolkes, beweiset, wie dergleichen

Vorfälle und Ereignisse, als die Niederlage am Lech, bei einem kriegerischen Volke, immer nur den Hagelstürmen ähneln, die zwar, wenn sie strichweise ziehen, manche schöne Frucht verderben, aber nie ein ganzes Feld zu Grunde richten.

König Ladislaw V. besucht in Temeschwar die Gräfinn Elisa von Hunyady und söhnt sich mit ihren Söhnen aus.

Nie ist die Tugend vor der Furie der Verfolgung und nie der Blumenkranz des Verdienstes vor dem Raube sicher, den an ihm der Meid begeht. Daher hat der verdienstvolle und tugendhafte Mann, des Ruhmes wegen, den er kraft seiner Fähigkeiten sich erwarb, mit den Nöthen seiner Neider und Hasser sehr viel zu kämpfen. Der hellstrahlende Glanz seiner Geistesgröße wird von den Pesthauchen der Mißgunst angeweht und von ihr im Bunde mit der Verläumdung wüthend in allen ihren Lineamenten verdunkelt. So ergings dem großen Kriegshelden Johann von Hunyady. Er war einer der edelsten, gewissenhaftesten und frömmsten Männer, der für Ungarns Heil die Kräfte seines Lebens aufopferte — — und doch hatte er viele Feinde. Unter diesen waren die gefährlichsten und stärksten, die beiden Grafen Ladislaw von Gara und Ulrich von Cillen. Nichts lastete auf den Seelen dieser Männer so schwer, als das Gewicht

von der Heldengröße und der politischen Gewalt, die den Grafen Hunyady schmückte.

Mit in den Verfolgungsplan, an dem die genannten Feinde, zu Hunyady's Verderben, nebst mehreren andern, in geheimer Kunde schmiedeten, war auch der junge, noch sehr unerfahrene König Ladislaw V. mit dem Beinamen Posthumus, einverstanden. Der Graf Cilley war sein vertrautester Freund und Rathgeber und zugleich auch sein Oheim und durch ihn wurde er in die Verschwörung mitinverwickelt. Ohne dieses Mannes Rath und Genehmigung, that und unternahm nichts Ladislaw und so geschah es, daß er auf seine Eingebung, unter dem Prätext, es sey für ihn nützlich und heilsam manches zur Kränkung und Beleidigung Hunyady's verfügte. Eben durch den leichtgläubigen Cilley, wurde dem Könige beigebracht, daß Hunyady der Allgewaltige, nach der Krone und ihm daher nach dem Leben strebte. Ladislaw, von listigen Schmeichlern immer umgeben und nie mit Wahrheit berichtet, glaubte alles und so begründete sich nach und nach in seinem Busen, ein unauslöschlicher Groll, wider ihn und sein ganzes Haus. Freilich hatte sich Hunyady der Schuldlose, oft vor dem getäuschten Könige gerechtfertigt, ja einmahl sich sogar mit ihm in Gegenwart der Reichsstände auf dem Ofner Landtage (1455) sehr solemmn ausgesöhnt: doch der Funke von dem einmal aufgefaßten Hasse, glimmte so lange in Ladislaw's Herzen, unter der Asche, in unvertilgbarer Gluth fort, bis er zur hellsten Flamme ausbrach. Und doch hatte der König keinen Grund, dem edlen Grafen sein Zutrauen zu entziehen, der für sein

Heil auf dem Throne, den ohne ihn längst osmanische Kriegerwuth verschlungen haben würde, zärtlich wie ein Vater immer sorgte. Ja er war einer seiner treuesten Unterthanen und Staatsdiener.

Allein Hunyady der Wackere, den Mordhieben seiner Verfolger immer glücklich entgangen, starb und jetzt brach das Ungewitter des königlichen Hasses über seine zwei unschuldigen Söhne, Ladislaw und Mathias los. Was der ränkevolle Graf Ulrich, dem Könige einst von ihrem Vater, verläumderischerweise vorgeredet hat, dasselbe redete er ihm jetzt auch von ihnen vor, denen es gewiß nie eingefallen war, nur einen bösen Gedanken von Untreue, gegen ihren Herrn zu hegen. Doch die mächtige Politik des Höflings wußte jeglichem unschuldigen Worte und jeglicher noch so gerechten Handlung einen schwarzen Anstrich von Gottlosigkeit und hochverrätherischer Tendenz zu geben. Auf solche Art wurde Ladislaw mit Schaueremähren von Attentaten der unerschrockenen Hunyader gegen seine Person unaufhörlich bestürmt und immer mehr und mehr in das Netz der schauderhaftesten Argwöhnereien verstrickt, die seinen Groll gegen dieselben furchtbar vergrößerten. Auf die Höhe der größten Heftigkeit aber versetzte diesen ein Ereigniß, das dem Könige tief in der Seele wehe that. Und dasselbe war die durch den Grafen Ladislaw Hunyady, vollzogene Ermordung seines Oheims, des Grafen von Cilly.

Cilly wurde allerdings von Hunyady im Jahr 1456 zu Belgrad, und gerade damahls getödtet, als der König in dessen Mauern sich befand. Hunyady der die Würde eines Festungskommandanten von Belgrad

bekleidet hatte, äußerte auf dem kurz zuvor abgehaltenen Landtage zu Futak den Wunsch, daß der König sich nach Belgrad verfügen möchte, um dort die Festungswerke und die Reparaturen an denselben in Augenschein zu nehmen, die er aus eigenem Beutel und von seinem Oheim, dem tapfern Michael Szilágyi kraftvoll unterstützt, bestritten hat. Ladislaw versprach bald zu erscheinen und er traf auch wirklich in den ersten Tagen des Monats November, zuerst in Semlin und dann in Belgrad ein. In seinem Gefolge befanden sich unter andern auch Gara und Cilley, die Hauptfeinde der beiden Bißtriczer Grafen. Hier faßte Cilley der Nachsüchtige den Entschluß, den entworfenen Plan, der die Ermordung der Hunyader zum Gegenstand hatte, mit aller Macht, auf das gewisseste durchzuführen. Um zu seinem Zwecke schnell zu gelangen, bestrebte er sich auf alle nur mögliche Art, nach den Maximen seiner List, das durch die seriöse Aufnahme in Belgrad, ohnehin schon aufgebrachte Gemüth des Königs, seines Neffen noch mehr zu reizen und in die Ausbrüche des gewaltigsten Zornes zu versetzen. Was er daher zur Anschwärzung und Verunehrung der beiden tapfern Grafen nur vorbringen konnte, brachte er vor. So ängstigte er, voll erhäu- chelten Ernstes, den jungen Regenten, daß er schwerlich der Einkerkierung und dem endlichen Tode werde entrinnen können, mit dem er von den, in ihrem Hochmuth verblendeten Hunyadern ohne Unterlaß bedroht wird. Um diese Verläumdung der Wahrheit ähnlich zu machen, argumentirte er: was wäre aber auch anders, als das Schlimmste von zwei Jünglingen zu erwarten, die von

Wahrsagerausprüchen irre geführt, dem schrecklichsten Wahnsinne nahe ständen? Und dabei mahlte er dem Könige wieder als ausgemachte Wahrheit vor, was jedem von ihnen, von Sternkündigern und andern Männern, zu ihrem Glück und Unglück, geweissaget worden wäre. Dem Grafen Ladislaw, fuhr er fort, wäre von einem der Propheten, das königliche Diadem zugesichert, von dem frommen Mönch Capistran aber, ein gewaltsamer Tod angekündigt, im Gegentheile aber seinem Bruder Mathias der Besitz der magyarischen Krone, zugesprochen worden. So nach Art aller Leicht- und Abergläubigen, hielt Cilley sich an die elendesten Märchen, die von der Hunyader Feinden, zu ihrem Sturze absichtlich ausgesprengt wurden, um nur seinen Neffen wider sie ganz zu empören und ihn dahin zu stimmen, daß er ihm bey dem Werke ihrer Vernichtung hilfreiche Hand leistete. Zu dem Ende behauptete er, nach allen dergleichen vom Dämon der Ränkesucht ausgesonnenen Pöffen, daß die beiden mächtigen Grafen gewiß nicht ruhen werden, den tollen Ideen ihres von Aberglauben verrückten Geistes, Realität zu verschaffen und ihn von dem Throne zu stoßen; er sollte daher in Zeiten, die schärfsten Maaßregeln ergreifen um solcher gefährlichen Feinde bald loszuwerden. Sich ferner, nach den Eingebungen seines Frevelsinnes, rechtfertigend, wie gut er es mit dem Könige bei seinen Projecten meinte, sprach er, er sollte nur Zutrauen zu ihm fassen, denn fest habe er sich vorgenommen, die Bißtriczger Grafen aus der Welt zu schaffen, und gelänge es ihm, so möchte das S. Martinsfest, ihr letzter Lebenstag hienieden seyn.

Fast an's Unglaubliche gränzt der Leichtsin, von dem begleitet, Cille, seine Schritte zur Vollendung seines Vorhabens unternommen und von dem verblendet er öffentlich sogar von seinen Mordabsichten gesprochen hat. Oft wenn er sich in der Mitte seiner Vertrauten befand, brach er ohne Scheu in die Worte aus: „Groß und Klein soll mich einen Unehrliehen schelten, wenn ich nicht, noch vor dem Ablaufe dieses Jahres, die zwei scheußlichen Mißgeburten des walachischen Hundegeschlechtes, werde vernichtet haben.“ Allein der Stein, den Cille, der Verirrte, auf die Unschuld zu schleudern begann, fiel gewaltig auf seinen Kopf zurück. Was er längst im Schilde führte und jetzt in Belgrad zu vollenden gedachte, wurde ganz an die Grafen von Bistritz verrathen. Sie waren auf ihrer Huth und suchten sich gegen jeden Mörderanfall zu sichern; beschloffen aber auch zugleich den gefährlichen Grafen jetzt, da er sich in ihrer Gewalt befand, nach Verdienst zu züchtigen. Ladislaw von Hunyady ließ ihn daher am 11 November, in der Frühe, während der König in der Kirche war, durch den Ritter Lamberger, zu sich und zwar unter dem Vorwande rufen, daß er Theil an der Rathssitzung nehmen möchte, um als Schiedsrichter den Streit zu schlichten, der der Verfügung wegen, über einige sehr dringende Gegenstände der Reichswohlfahrt, entstanden war. Von Cille, der seine Verrathung nicht ahnte, war eben derselbe Tag, zum Todestag der Hunyader bestimmt und er frohlockte über die, ihm in die Hände gespielte Gelegenheit, bei der er sein Werk ohne Hinderniß zu vollführen gedachte. Er erschien in prachtvoller

Kleidung, ganz festlich ausgeschmückt und mit dem Säbel umgürtet, unter dem Kleide aber heimlich mit einem Panzer versehen. Hunyady, um als Sohn seine Ehrfurcht gegen ihn, als seinen Pflegevater (Cilley hatte ihn kurz vorher, öffentlich auf dem Futaker Landtage für seinen Sohn erklärt) zu bezeugen, ging ihm unbewaffnet entgegen und bewillkomnte ihn auf's freundlichste im Vorhause. Hier entspann sich zwischen beiden ein Gespräch, das bald den blutigsten Ausgang gewann. Hunyady beklagte sich bitter vor dem Grafen der Beleidigungen wegen, die er sammt seinem Bruder und früher von ihm schon sein Vater erfahren hatte. Cilley rechtfertigte sich, aber auf eine Art, die nicht geeignet war, ein tief gekränktes Gemüth zu besänftigen. Ein hartes Wort erzeugte das andere. Es kam zwischen den Sprechenden bald zu den heftigsten Vorwürfen. Hunyady erinnerte den Grafen an die abscheulichen Verunglimpfungen, die er über ihn vor dem Könige ausgesprochen hat und warf ihm vor, daß er ihm und seinem Bruder nach dem Leben stehe. Die Anschuldigung wälzte Cilley unter empörenden Verwünschungen von sich. Hunyady's Vorwurf war aber gegründet; er zog hierauf zur Beschämung und Widerlegung seines Gegners, der in den beleidigenden Ausdrücken seiner Rechtfertigung gar keine Schranken kannte, einen Brief hervor und fragte ihn, ob er denselben für den seinigen erkenne? Cilley läugnete trotz der sichtbaren Angst, die der Folter seines bösen Gewissens entsprungen, sich auf seinem Angesichte zeigte. Der Brief, der den Grafen Hunyady am meisten empörte, war an den Despoten von Serbien, Georg Brankowics,

den Schwiegervater Cilley's gerichtet und von eben dem Tage datirt, an welchem er seine Adoptirung zum Sohn unterzeichnet hatte. In demselben stand unter andern von des Grafen Hand geschrieben, daß er ihm nächstens aus Belgrad zwei Kugeln, aber solche schicken werde, wie sie beim Spiel noch keiner der serwischen Fürsten gesehen hat. „Ist das, sprach Hunyady jetzt, in gerechten Zorn entbrannt, bei dem Entfalten des Briefes, die edle Denkart, die euch als meinen Vater charakterisirt? Zeigt des losen Briefes, meuchelmörderischer Inhalt — den mir der Genius, der über die Unschuld wacht, als er eben auf dem Wege nach Semendria war, in die Hände warf — so die väterliche Sorgfalt an, deren ihr mich öffentlich, zu meinem Heil versichert habt? Schande für euch, wortbrüchiger Graf. Das Maas eurer Verbrechen ist voll und darum rathe ich euch ernstlich, daß ihr, ohne Verzug, alle die Würden und Ämter (Cilley war unter andern auch Statthalter des Reiches) die ihr durch Raub, List und Betrug an euch gebracht habt, niederleget und dann aus dem Königreiche auf ewig euch entfernt.“ Nichts erwiederte Cilley auf diese Worte; von der äußersten Wuth ergriffen zog er den Säbel und führte ihn gegen das Haupt des freimüthigen Grafen. Dieser fing den Mordhieb mit seinem Riesenarme auf und packte in höchster Erbitterung den verwegenen Cilley an. Im Kampfe mit demselben rief er um Hülfe, und augenblicklich war Szilágyi mit 40 bewaffneten Rittern zu seiner Unterstützung da. Nichts rettete den Kühnen mehr von seinem Untergange; ein gewaltiger Schwerthieb, streckte ihn mit gespaltenem Kopfe zur Erde nieder, wo er unter fürchterlichen Zuckungen bald seinen Geist aufgab.

Die That war vollendet durch die Ungarn von einem seiner gefährlichsten Männer befreit wurde und alle die zu den Freunden der Hunyader gehörten, waren darüber hoch entzückt. Der König kehrte aus der Kirche zurück und wie ein zweischneidiges Schwert, drang durch seinen Geist die Nachricht von der Ermordung seines, von ihm so zärtlich geliebten Oheims. Heiße Thränen entquollen seinen Augen, als er ihn, seinen vertrautesten Rathgeber, und seine einzige Stütze auf dem Throne, in seinem Blute schwimmen sah und hoch in seinem Weh schwor er, nicht eher in Frieden zu athmen, bis er seinen Tod nicht an den treulosen Hunyadern, werde blutig gerochen haben. Ihre heimliche Ermordung wurde unwiderruflich fest von ihm beschloffen. Ungeachtet aber Ladislaw auf das höchste mit seiner ganzen Partei, ob des vorgefallenen Mordes, erbittert war, so wagten es doch die Grafen von Bistritz, sammt den Rittern in seine Nähe zu treten und sich vor ihm zu rechtfertigen. Sie alle wäbnten rechtlich gehandelt und ein Werk vollendet zu haben, das die gerechtesten Ansprüche auf den Dank des ganzen maggarischen Volkes zu machen vermochte, weil sie dadurch einem Manne das Lebenslicht auslöschten, der unendliches Unheil und Elend, über alle, zum Ruin der allgemeinen Staatswohlfahrt gebracht hat. In ihrer Überzeugung hielten sie sich für diejenigen, die der Himmel als seine Werkzeuge, zur Förderung und Erreichung der guten Endzwecke, bei der Weltregierung erkohren hätte. Von diesen Gründen bewogen, gratulierten sie sogar dem jungen Könige, zu seiner glückvollen Erlösung aus der Gewalt seines Oheims, den sie ein reißendes Unge-

Heuer nannten und erklärten, daß er am Ende selbst, durch ihn, in die Tiefen des äußersten Verderbens, zu des Thrones größtem Unglücke, versenkt worden wäre.

König Ladislaw, jetzt erst 17 Jahre alt, wußte sich bei dieser Gestalt der Dinge, von Klugheit und Weisheit geleitet, wohl in die Zeit zu schicken. Ob er gleich in dem Augenblicke mit Vergnügen vielleicht der qualvollsten Hinrichtung aller die an der Ermordung seines Oheim's Theil nahmen, zugeesehen hatte, so mußte er doch allen Unwillen, Haß und Zorn, mit Gewalt in sich ersticken und gegen alle eine freundliche Miene annehmen. Daher erklärte er von ihnen umringt, daß ihre Handlung ganz der Gerechtigkeit angemessen war und daß der vom ganzen Lande verabscheuete Cillej sein Schicksal verdient habe, weil er, was nicht recht war, den wehrlosen Grafen Hunyady, mit dem Säbel in der Faust anzufallen wagte.

Doch dem guten, gnadenvollen Könige war in dieser seiner jetzigen Lage sein Aufenthalt in Belgrad äußerst pein- und unruhvoll. Er beklagte sich deshalb vor seinen Freunden, den beiden Grafen Ladislaw Gara und Paul Bánfy und drang in sie, daß sie gleich die Anstalten zu seiner Abreise treffen möchten. Sehr dem Könige zugethan waren diese Männer; sie nahmen herzlichen Antheil an seinen Leiden und suchten durch allerlei Vorstellungen, seinen Haß gegen die Hunyader rege zu erhalten. Ihrer Maxime zu Folge schlugen sie ihm vor, er sollte sich von hier nach Temeschwar verfügen und der verwittweten Gräfinn Elisa von Hunyady dort eine Visite abstatten. Dabei möchte er die beiden Gra-

fen auffordern, ihm, zu ihrer Mutter das Geleite zu geben. Die Absicht, die sie bei diesem Vorschlage hatten, war, die Hunyader in eine Falle zu locken, ob sie sich vielleicht doch nicht, auf eine Art wie, entweder in Temeschvár oder auf dem Wege dahin, an der Majestät des Königs vergreifen und gegen ihn treulos und übermüthig benehmen möchten. Der König billigte den Rath seiner Freunde und die Reise nach Temeschvár wurde sogleich angetreten. Mit herzlicher Bereitwilligkeit schlossen sich die Bisatriczer Grafen an sein Gefolge an und zogen mit ihm, ihn schützend und bedienend, ab. Vergeblich belauerten die zur Unzeit besorgten Ráthe ängstlich alle ihre Schritte, Worte und Handlungen; sie konnten, den ihrem Könige immer treu gewesenenen heldenmüthigen Hunyadern, nicht das geringste Verbrechen aufbürden.

Von allen Freuden der Welt geschieden betrauerte in stiller Einsamkeit, die edle Gräfinn Elisa auf der Temeschvárer Burg ihren verklärten Gemahl, den unsterblichen Helden Johann von Hunyady. Mit Schaudern vernahm sie die durch Eilbothen erhaltene Nachricht von der Ankunft und dem Eintreffen des Königs, auf ihrem wonneleeren Wittwensitze. Die Belgrader Mordgeschichte, von der ihre Söhne die Urheber waren, war ihr bekannt und sie befürchtete von dem Zorne des Königs, der dadurch seinen unvergeßlichen Oheim verlor, alles Arge. Von der bangen Ahnung, bald vielleicht noch ein größeres Herzenleid zu erleben, fest gehalten, sah sie mit Wehmuth der Erscheinung des von ihr erwarteten, hohen Gastes entgegen. Der Burgwächter

verkündete eben seine nahe Gegenwart und sein baldiges Eintreffen. Ungesäumt erhob sich Elisa zum würdigen, demuthsvollen Empfange des Monarchen. Sie begab sich von ihren beiden Freunden, dem Priester Gabriel von Verona und dem Hofmarschalle Michael Országh von Guth und einer Anzahl frommer Jungfrauen, die mit ihr die Trauer theilten, begleitet hinaus, um unter dem Burgthore den König zu begrüßen. Alle schmückte das schwarze Gewand der Trauer und den Mienen aller, die mit Elisa klagten, waren die Gefühle der Schwermuth tief eingepägt. Ladislaw erschien. Ehrfurcht- voll sank die Gräfinn Elisa, in aller Gegenwart auf ihre Kniee nieder, hob flehend ihre zitternden Hände empor und bath unter tiefen Seufzern, den beleidigten König, er wolle ihren Söhnen verzeihen und über sie das tröstende Wort der Gnade aussprechen.

Von den süßen Schauern der Rührung ergriffen fühlte sich der König bei dieser herzzermaimenden Stellung, in welcher die ehrwürdige Matrone, als geühlvolle Mutter, um Gnade und Erbarmen, für ihre Kinder, zu ihm flehete. Um zu beweisen, wie sehr ihm ihr Leid zu Herzen gehe, nahete er sich ihr mit offenen Armen, erhob sie von der Erde und drückte sie innig an seine Brust — sprach aber mit keiner Sylbe die Genehmigung ihrer flehentlichen Bitte aus. Hingegen erhob er mit den feurigsten Worten, die großen Verdienste ihres verewigten Gemahls, um den Staat und lobte excentrisch die Erhabenheit seines Charakters. Nach vielen Umschweifen kam er wohl endlich auch auf den Trost, den er der trauernden Wittwe, zu ihrer Beruhigung, an's Herz legen woll-

te. Er ließ zu diesem Ende sich die kostbarsten, von Goldstickereien strotzenden Purpurgewänder herreichen und machte ihr damit ein Präsent. Nach seinem Willen sollte sie sie gegen die Trauerkleider von schwarzer Farbe vertauschen. Bei der Übergabe derselben, sprach er, sie möchte allen Jammer vergessen und fröhlichen Gemüthes seyn.

Elisa die gottergebene und von ihrem Schicksale hart darnieder gedrückte Wittwe staunte ob diesem Benehmen des Königs gegen sie. Es konnte sie gar nicht trösten und beruhigen. Mit einem doppelten Weh daher im Herzen zog sie sich auf ihr einsames Zimmer zurück und bethete inbrünstig zu Gott, der sich ihrer erbarmen und sie kräftiger trösten möchte. Indessen fanden in der Burg alle nur möglichen Lustbarkeiten und Unterhaltungen statt, die die Söhne Hunyady's, ihrem erhabenen Gaste zu Ehren veranstaltet hatten. Ermüdete die Frohsinnigen, im tiefen Walde die Jagd, so wurde unter abwechselnden Schmausereien getanzt oder im Turniere gefochten. Jegliche Seele in der Burg nahm an dem Jubel Theil — nur die betrübte Gräfinn Elisa fand an allen den Vergnügungen kein Behagen und Wohlgefallen. Dieß bemerkte der König und ihn hatte ihre Zurückgezogenheit und Verschlossenheit, ausserordentlich befremdet. Er wünschte darüber einen erklärenden Aufschluß zu erhalten. Da ergriff der von dem Geiste Gottes stark erleuchtete Franziskaner-Mönch Gabriel von Verona, der Gräfinn Beichtvater, das Wort und sprach: „Glaubet, erhabener König nicht, daß so leicht ein frommes, stark angegriffenes Gemüth, das an kräftige Vorstellungen gewohnt ist, in der Widerwärtigkeit, durch oberfläch-

liche Trostgründe sich abfertigen oder gar durch schnöde Erdenlust, im Prunksaale der Weltfreuden, zufrieden stellen läßt. Die trauernde Gräfinn hat ein sehr edles, zarter Empfindungen volles Herz und in einem düstern, mürrischen, menschenscheuen Gefühle, das ihr eigen wäre, liegt der Grund nicht von ihrer Verschmähung der Freudenfeste verborgen, die ihr nahe gefeiert werden. Die Trauer, die so schwer auf ihrem Geiste lastet, macht sie so schüchtern und furchtsam. Ja, wenn sie ihre ganze Lage, genau erwägt, so hat sie jetzt große Ursache doppelt trauriger zu seyn, als sie es vor Kurzem war. Ein jeglicher ihrer Gedanken, an Euch, verfolgt sie mit Schrecken und verbittert ihr das Leben: denn was Erfreuliches zu ihrer Beruhigung und Tilgung ihrer aufgeregten Schmerzen, kann sie von dem Fürsten erwarten, der die blutbefleckten Vernichter seines Lieblings sicher nur aus kalter Politik so gefühlooll in seine Arme schließt und das Weh aus dem Herzen einer tief gekränkten Mutter, da sie knieend um Erbarmen fleht, durch den Reiz reicher Kleidungsstücke zu verdrängen gedenkt. O nur zu deutlich hat es ihr Auge schon erspäht, welche eine tiefe Falle hinter allen den glänzenden Gunstbezeugungen verborgen liegt. Und wehe dem Sterblichen, den der Heimtücke und der gehäuchelten Menschenliebe, Furien verfolgen! Darum hat die erschrockene Wittwe sich in aller Stille zurück in ihre Bethkammer begeben, wo sie in ihrem Elende, flehentlich Gott um den Kraftbeistand bittet, den sie in der Mitte, der von Eigennuß und Falschheit eingenommenen Menschen, vergeblich sucht.“

Diese freimüthige Eröffnung der wahren Gründe von dem schüchternen und zurückgezogenen Wesen der trauernden Wittwe, wirkte auf das Gemüth des Königs sehr wohlthätig. Es bemächtigte sich seiner ein großes Mitleid und er begehrte, zur Beruhigung des klagenden Mutterherzens sich mit ihren Söhnen herzlich auszuföhnen. Diesen Zustand und das Verlangen seiner Seele, theilte Vadiſlaw seinen Vertrauten mit; sie billigten ganz seinen Sühnwunsch und der Palatin Gara nahm insbesondere mit einem rauschenden Beifall die projectirte Ausföhnung auf, weil sie nach seinen Planen das wirksamste Lockmittel abgeben sollte, die durch die Ruhe der Sicherheit getäuschten Hunyader in dem Gebieth der Cabale endlich doch an die finstern Schlünde ihres Unterganges zu leiten. Damit aber die Versöhnung, das Kriterion der Aufrichtigkeit und Realität erhielte, wünschte der König, daß sie öffentlich, im Angesichte des Publikums vor sich ginge. Darzu wurden nun, um sie recht feierlich und solenn zu machen, große Anstalten getroffen. Es war am 23 November (1456) als die merkwürdige Versöhnungsscene, in der Burgkapelle, statt fand. Wie Bonfin und Thurocz erzählen, verfügten sich alle, die gegenwärtig waren, in die Kirche. Hier feierte Gabriel von Verona das Hochamt der H. Messe. Nach derselben trat der König, von den Biſtriczzer Grafen geführt, vor den Altar hin und umarmte dort beide auf das innigste; darnach berührte er mit den Fingern seiner rechten Hand das Evangelienbuch und legte einen sehr merkwürdigen Eidschwur ab. Gott und seine Heiligen zu Zeugen und Rächern anrufend, auf den Fall er Worte

der Falschheit aussprechen würde, betheuerte er, daß er den beiden Grafen, Ladislaw und Mathias Hunyady von Bistritz, aufrichtig vergebe, daß sein Herz frei von jeglicher strafbaren und böshaften Gesinnung gegen sie sey und daß er es sich nie werde beikommen lassen, den Mord seines Oheims, des Grafen Ulrich von Cilley, an ihnen, als den Urhebern desselben, zu rächen. — Nach abgelegtem Juramente, nannte er mit lauter Stimme die Gräfinn Elisa von Hunyady, seine Mutter und deren Söhne, seine Brüder und gelobte, daß er treuer Sohn und Bruder, ewig seyn und bleiben werde. Mit dieser Declaration überreichte er den Grafen, seinen neuen Brüdern, prächtige Kleider, wie sie nur Prinzen vom Geblüte trugen, mit welchen sie sogleich, zum Zeichen der königlichen Brüdergunst, angethan und ausgeschmückt wurden. Hierauf, um dem, durch die feierliche Aussöhnung errichteten Bruderbunde, Kraft und Gedeihen zu verleihen, knieten alle drei von ihren Armen umschlungen, an der Schwelle des Altars nieder und genossen zur Bekräftigung ihrer redlichen Wünsche das H. Abendmahl, das ihnen der Priester Gabriel darreichte.

Nur die Versöhnung mit dem Feierlichen und Ernstlichen, das sie begleitet hat, vermochte in das wehklagende, schmerzenvolle Herz der Mutter heilenden Balsam zu schütten. Sie war ganz ruhig und froh über den hergestellten Frieden. Noch froher aber und entzückter waren ihre Söhne, die beiden Grafen über das errungene Glück, daß sie sich des Königs Brüder nennen durften. Ihr Stolz fand sich hierdurch auf's höchste geschmeichelt. Wie

sie von dem versöhnten Könige nichts Schlimmes mehr zu befürchten glaubten, so verschwand auch aus den Gemüthern ihrer Freunde jeglicher Argwohn, von irgend einer Gefahr, die ihnen in des Königs Umgebungen widerfahren könnte. Alle wähten nun, nur der weitersiehende Gabriel von Verona nicht, daß ihre Schritte gesichert wären.

Die Trennung-Stunde schlug und der König nahm von der Gräfinn, als ein Sohn von der Mutter, gerührt Abschied. Sein Vorfaß war, sich nach Ofen zu verfügen. Die Bißtriczer Grafen, wollten eben auch zurück nach Belgrad gehen: allein der König ersuchte sie mit ihm zu ziehen, bei ihm zu verweilen und als die schönsten Zierden, mit ihrer Gegenwart das Personale seines Hofstaates zu vermehren und zu erheben. Gerne willigten sie in sein Begehren ein, vorzüglich da auch ihre Mutter, beruhigten Gemüthes, ihnen geboth die Bitte dem Könige nicht abzuschlagen, und machten sich mit ihm auf den Weg. Der Strahl der innigsten Wonne, erhellte der Bißtriczer Grafen Angesicht; Gabriel weiffagte sich aber, aus dieser ihrer Freudenbegeisterung nichts Gutes und er konnte sich daher, als er ihnen die Hand zum Lebewohl hinreichte, nicht enthalten, ihnen, aus biederer Absicht, folgende Warnung mitzugeben: „Sehet euch wohl vor; edle Grafen, sprach er, daß ihr in den glänzenden, mit dem Glatteise der Verführung angefüllten Hofrevieren, nicht fallen möchtet in die Schlinge, die des Freundes heimliche List euch dort stellen kann. Durch Scheinheiligkeit und Heuchelei gewonnen, sind viele schon als Opfer der Bosheit gefallen. Im Rausche des Ehr-

geißes, ist nicht rathsam den Ausdrücken vollen Glauben beizumessen, mit welchen uns, aus tückischen Absichten auf unser Wohl, die Politik schmeichelt. Am meisten hütet euch vor dem Palatin Gara; der Mann geht mit nichts Guten um. Dürft' ich euch rathen, so zieht die Schaaren eurer Vertrauten näher an euch und vermehret ungesäumt die Zahl eurer Waffenträger, damit sie euch im Falle der Noth, die über euch der Feind brächte, bestehen könnten. Da ich euch Vorsicht anempfehle, so vergesst nicht dabei euer volles Vertrauen auch auf Gott zu setzen, der wunderbar alles erhält und regiert, was oben und unten, im Himmel und auf Erden ist.“

Des gottseligen Veronesers Worte, im prophetischen Geiste gesprochen, waren dunkle Vorgefühle, von dem namenlosen Weh, das den beiden Hunyady's unerwartet bald, zu ihrem größten Unglücke, an jenem Tage widerfuhr, als sie die vernichtenden Blicke des Hasses trafen, den der König in Temeschwar, mit so großer Macht über sich selbst, zu verbergen und zu ersticken suchte.

Die schauderhaften Siegestrophäen.

Der Zeitraum von 1161 bis 1173 war für das Königreich Ungarn, einer der betrübtesten und unglückvollsten. Die vielen Parteien vom Geiste der Zwietracht erzeugt, die sich von allen Seiten in seinen Gefilden regten, führten es an die schwindelnden Abgründe seines fast gänzlichen Unterganges. Doch wachte über dasselbe noch ein guter Genius; und würde dieser es, angefleht von allen biedern und wackern Magyaren, mit seinen mächtigen Schirmerarmen, nicht umschlungen haben, so wäre es unfehlbar jetzt in eine byzantische Provinz verwandelt worden.

Mit der kühnen Idee Ungarn, bei Gelegenheit der in seinem Innern entstandenen Bürgerkriege, die die lodrende Fackel der Empörung weit um sich schleuderten, zu erobern und unter seine Bothmässigkeit zu bringen, beschäftigte sich lange der griechische Kaiser Manuel Comnenus, schon damahls als die Zügel der Regierung noch in den Händen des Königs Geisa II. lagen. Manuel (ein Enkel des ungrischen Königs Ladislaw I., von seiner Tochter Irene, die an den Kaiser Kalo Johannes verheirathet war) der es wagte einen so großen Vorsatz aufzufassen, war auch wirklich im Besitze der kräftig wirkenden Mittel, diesen zu seiner Realität

zu bringen. Er hatte trotz mancher nicht geringen Schwächen, die an allen Ecken seines Charakters hervorleuchteten, auf alle politischen Ereignisse seiner Zeit Einfluß, sowohl auf diese die an der Donau, am Dnieper und am Rhein vorfielen, als jene die sich an den Ufern des Jordans und der Tiber zutrugen. Nur waren zum Glück für die damaligen Menschengenerationen, seine Einwirkungen auf deren Weh und Wohl, weil sie zum Producenten die Energie einer festen Geistesstärke nicht hatten, von keiner sehr bedeutenden und durchdringenden Kraft. Doch für Ungarn blieb Manüel der Kaiser, immer der gefährliche Mann, von dem man alles Schlimme zu befürchten hatte.

Aber von einem so unermeslich großen Umfange wäre vielleicht Manuels Einfluß auf die Angelegenheiten Ungarns nicht gewesen, wenn ihm die ungrischen Prinzen nicht selbst, zu Unternehmungen wider das Volk der Magyaren, aufgefordert und angereizt hätten. Der wackere König Geisa II. (ein Sohn des Königs Bela II. des Blinden) starb im Jahre 1161 am 31 Mai. Er hinterließ drei Söhne: Stephan, Bela und Geisa oder Gotthard (wie ihn die Deutschen nannten) und mehrere Töchter. Zu seinem Nachfolger bestimmte er auf seinem Sterbebette den 13jährigen Stephan. Dieser wurde auch sogleich, nach dem Begräbnisse seines Vaters, zu Stuhlweissenburg von dem frommen Graner Erzbischofe Lucas Banfy (einem Manne, den sein tugendhafter Lebenswandel der Heiligsprechung würdig gemacht hat) gekrönt. Allein kaum war die Krönung vollzogen, so regten sich die Brüder des verstorbe-

nen Königs, die beiden Herzoge Stephan und Ladislaw, mit ihren Ansprüchen auf den Thron, unter dem schaudervollen Getöse der Waffen hervortretend. Ihre Präensionen waren aber ganz grundlos und nicht einmahl von dem Scheine eines Rechtes gedeckt. Demungeachtet aber wollten sie sich in den königlichen Purpur kleiden und die Ungern mit Gewalt beherrschen. Um ihrer Unternehmung ein Gewicht und ihren Parteien eine Stärke zu verleihen, nahmen sie beide, nachdem sie bei dem Kaiser der Deutschen, kein Gehör gefunden hatten, ihre Zuflucht zu dem Kaiser Manuel, ihn um seinen Schutz und Beistand ansuchend.

Manuel war nicht abgeneigt, den zu ihm geflüchteten ungrischen Prinzen, seine hülfreiche Hand gerne darzureichen, denn er entdeckte schnell in den Vorsepiegelungen seiner Politik, daß sie es wären, die ihm einst als Werkzeuge, bei der Eroberung Pannoniens, die seinem Herrscherstolze so sehr schmeichelte, dienen werden. Er nahm daher die Flüchtlinge mit großem Jubel und einer innigen Theilnahme an ihrem Schicksale, die Magyaren als widerspänstige Staatsbürger scheltend, in seinem Pallaste auf. In seinem Geiste keimte immer stärker der Vorsatz empor, sich ganz für das Ziel ihrer Wünsche aufzuopfern und diesen brachte zu seiner endlichen Reise die Erklärung, die ihm der schon gekrönte, aber vom Throne gestürzte Stephan später, als ihn der allgemeine Haß der Ungern verfolgte, wie der glaubwürdige Heinrich von Muglen erzählt, gegeben hat, daß er nämlich den Kaiser sammt seinen Nachkommen, als Lehnherrn anerkennen wolle, wenn er ihm zu dem un-

grischen Königsthron auf's neue verhelfen werde. M u g-
le n s Worte sind: „er wolt Ungerlant von ym zu
lene emphachen und sein Nachkommen.“

Der Kaiser, um das in's Werk zu setzen, was er
angelobt hatte, machte sich mit seiner Kriegsmacht auf
und kam bis Triadicza (Sardika). Von hier aus
schickte er Abgeordnete an die Magyaren mit den Erklä-
rungen, in welchen er das Gewicht der leeren Ansprüche
seiner Schürlinge, auf den ungrischen Thron auseinan-
der gesetzt hat. Er machte dabei unter andern dieselben
auf ein uraltes Geseß aufmerksam, nach welchem nicht
die Söhne ihren Vätern, sondern deren Brüder in der
Regierung nachfolgen sollten und daß das Successions-
recht den Söhnen nur auf den Fall zukäme wenn keine
Brüder vorhanden wären. Die Ungern, die von einem
solchen sonderbaren Geseße in ihrer Mitte nie etwas ge-
hört hatten, belächelten die seichten Gründe und das ar-
tige Sophisma des Kaisers und achteten auf seine Wor-
wendung, zu Gunsten der unruhigen Herzoge unternom-
men, gar nicht. Bald kam aber Manuel mit seinem
Kriegsheere näher. Er rückte längs der Donau hinauf
und lagerte sich vor Branisowa. Hier ließ er mit
einer Truppenabtheilung seinen Neffen Alexius Con-
tostephanus und den Herzog Stephan über den
Strom setzen und eroberte die Burg Haram. Nach
dieser That zog er wieder weiter in der Nähe von Ungarn
und auf seinem jetzigen Standpuncte begann er mit den
verschiedenen ungrischen Parteien zu unterhandeln. Das
Häuflein der Braven und Rechtschaffenen, die es mit
dem rechtmäßigen Könige Stephan III. hielten, war

zu schwach, die Gegner in ihren tumultuarischen Unternehmungen zu fällen. Ihr Wort, mit welchem sie Ruhe im Lande gebothen, wurde gar nicht gehört. Manuel brachte es endlich mit seinen Unterhandlungen, bei welchen lediglich seine Willkür den Ausschlag gab, so weit, daß Ladislaw zum König der Ungern gekrönt wurde. Laut triumphirte er über das Wohlgelingen und den erwünschten Ausgang seiner Vermittelungsanstalten. Allein Ladislaw II. freute sich des erbeuteten Thrones nicht lange. Am sechsten Tage nach seiner Krönung (14 Jän. 1162) war er schon ein Opfer des Todes. Ihm folgte in der Regierung auch auf Anstalten Manuels, sein Bruder, der Herzog Stephan. Aber auch dieser (nachdem er innerhalb einer Jahresfrist zum zweitenmal durch Hilfe des Kaisers auf den Thron gesetzt wurde) starb bald. Er endete (am 11 April 1163) in Semlin, wo er eben mit seinem kaiserlichen Gönner in einem hartnäckigen Kampf verwickelt war, in welchem die Ungern den Sieg davon trugen.

Die beiden gefährlichen Kronprätendenten wurden durch ein glückliches Ungefähr in die elysäischen Felder versetzt und der erst gekrönte König Stephan III. der jetzt von seinen Oheimen nichts mehr zu befürchten hatte, kehrte wieder auf den Thron seiner Väter zurück. Doch das schnelle Verschwinden der beiden Usurpatoren, schien den Kaiser im Orient ein wenig erschüttert und verlegen gemacht zu haben: denn er fühlte es, wie schwer es ihm jetzt fallen werde, seine Eroberungs idee in Bezug auf Ungarn zu realisiren. Die meisten der Ungern kehrten nach den schaudervollen Ereignissen die ihr Reich in den Grund-

festen seiner Ruhe erschüttert hatten, in sich zurück und hingen dem rechtmäßigen Könige, wie es sich gebührte, mit aller Treue und Liebe an. Der Geist dieser wohlthätigen Rückkehr, brachte eine furchtbare Macht, wider die phantastischen Ansprüche und Anmaßungen von Seiten des byzantinischen Kaisers auf das ungrische Reich, zu Stande.

Manuel sah die Gestalt der veränderten Dinge in Ungarn, aber er ruhete demungeachtet nicht. Der König Stephan war ihm verhaßt. Sein heimtückisches und falsches Benehmen gegen ihn, verrieth er gleich nach dem Verluste Sirmiens und Semlins, durch den scandalösen Brief, den er an den Halitscher Herzog Jaroslaw, den Sohn Wladimero's, geschrieben hat, mit dessen Tochter Stephan verlobt war. Er zerstückte schadenfroh das Verlöbniß und brachte es dahin, daß der Vater seine Tochter, die schon bereits in Ungarn, unter der Aufsicht Euphrosinens, der Mutter des Königs gewesen war, zurückforderte. Stephan benahm sich bei dieser unedlen Handlung des Kaisers, wodurch er ihn schändlich verläumdete, gleichgiltig und dieß erhöhte seine Verbitterung gegen ihn noch mehr. Er arbeitete daher unaufhörlich daran, die Ungern in dem Schooße ihres Friedens zu stören und mit Krieg zu überziehen. Um aber diesen muthwilligen Befehdungen doch einen Anstrich von Recht und Billigkeit zu geben, entschuldigte und rechtfertigte er sich immer mit der Sorge für das Wohl des ungrischen Prinzen Bela, der sich in seiner ziehväterlichen Gewalt befand. Dieser Prinz war der zweite Sohn des Königs Geisa und ein Bruder des regierenden Kö-

nigs Stephan III. Er wurde kraft eines Friedensab-
 schlusses, den mit dem Kaiser die Ungern in ihrer Verle-
 genheit (1162) nachdem sie mit ihm in dem Lager bei
 Nissa nicht eins werden konnten, durch die Vermittelung
 seines Gesandten des Georg Paläologus eingegan-
 gen waren, von ihm an Kindes Statt angenommen.
 Bela, dessen väterliches Erbtheil in den Provinzen Sir-
 mien und Slavonien bestand, kam an den byzanti-
 schen Hof. Hier ward ihm der Rang eines Despoten
 und der Rahme Alexius verliehen. Mit der Zeit soll-
 te er die einzige Tochter des Kaisers, Maria heirathen
 und dem Manuel auf dem Kaiserthron succediren. Es
 kam endlich auch die Zeit heran, daß er mit seiner be-
 stimmten Braut verlobt und bei Hofe als der Eidam des
 Kaisers vorgestellt wurde. Ja im Jahr 1165 suchte es
 Manuel, trotz mancher Einreden von Seiten seiner
 Höflinge so weit zu bringen, daß ihm als dem Throner-
 ben und künftigen Monarchen, die Großen des Reichs
 öffentlich gehuldigt hatten. Doch aus allen diesen ge-
 räuschvollen Vorbereitungen kam am Ende für den ungr-
 ischen Prinzen, aber zum größten Glücke des magyrischen
 Volkes, wie diese Wendung der Schicksale in dem Leben
 Bela's, die Geschichte mit enthusiastischen Worten an-
 preist, nichts Ersriesliches heraus. Unvermuthet gebar
 die zweite Gemahlinn des Kaisers, Maria, Rai-
 mond's des Grafen von Poitier Tochter (1170 am 10
 Sept.) einen Sohn, der in der Taufe den Namen
 Alexius erhielt. Dieser verdrängte vom kaiserlichen
 Hofe, den adoptirten Sohn und beraubte ihn seiner Braut.
 Bela mußte die Schwester der Kaiserinn, Agnes

(1172) wider seinen Willen ehelichen und wurde dann ohne Land und Aussicht auf den byzantischen Thron nach Ungarn zurückgeschickt.

Allein ehe den Prinzen Bela dieß Loos der Zerstümmung seiner Hoffnungen, den griechischen Kaiserthron einst zu besitzen, betroffen hat, war Manuel unter mancherley Vorwänden, im strengsten Sinne Vater, der mit der äußersten Aufopferung für das Wohl seines Ziehsohnes besorgt gewesen war. Aus dem Eifer dieser vorgegebenen Vater sorgen entspannen sich aber die blutigsten Kriege, die zwischen den Ungern und Byzantern geführt wurden. Manuel wollte auffer dem Erbtheile, das dem Bela gehörte und auffer der erhaltenen Versicherung, daß er, im Fall Stephan ohne männliche Erben absterben würde, in Ungarn succediren oder dasselbe vielmehr mit dem byzantischen Reich verbinden werde, immer mehrere Provinzen haben, die ihm unterthänig seyn sollten. Allein hinter diesem Begehren und Vorwände steckte eine List, durch deren Hülfe Manuel nur seine Macht verstärken und die Ungern schwächen wollte. Unter andern, nachdem er Serwien für den Bela schon erobert hatte, warf er seine habgierigen Blicke auch auf Dalmatien, das jetzt noch unter der Herrschaft der Ungern war. Nicht lange währte es, so kam es glücklich in seine Gewalt. Allein die Besitznahme Dalmatiens, wieder unter dem alten Rechtsgrunde, es käme den Prinzen als väterliches Erbtheil zu, vollzogen, erzeugte in den Familien des byzantischen und ungrischen Volkes, ein mächtiges Blutvergießen. Unter die traurigsten Folgen die sich aus ihr und ihrer hartnäckigen Vertheidigung entwickel-

ten, gehören die schauerhaften Siegestrophäen, die je errichtet worden waren. Ihr Entstehen und Hervorbringen zeugt von der äußersten Erbitterung, von welcher ergriffen sich Ungern und Byzanter unter einander verfolgten. Und doch war die eigentliche Grundursache davon nichts anders, als Befriedigung der Habsucht und des Rachegefühls, das den Kaiser darum unaufhörlich beunruhigte, weil es ihm unmöglich gewesen war, mit eigener Hand des magyrischen Thrones sich zu bemächtigen, indem ihm Stephan der König, trotz seines jugendlichen Alters, jede ihm zugesügte Schmach, mit baaerer Münze immer zurückgezahlt hat.

Lapfer, aber unglücklich fochten im Jahr 1164 die Ungern bei Semlin, wider den ränkevollen Kaiser Manuel. Was dieser nicht mit der Nervenkraft seiner Waffenträger erreichen konnte, erreichte er durch die Plane einer fein ausgedachten List. Derselben bediente er sich auch allhier, als seine Truppen bei der Bestürmung und Eroberung der Stadt zu verzweifeln schienen, die er mit aller Gewalt unter seine Botmäßigkeit zu bringen wünschte. Unter den braven ungrischen Vertheidigern des Platzes, gab es auch einige Schlechtgesinnte. Diese von byzantischem Golde verblendet, verriethen ihre Waffenbrüder an den stürmenden Feind, indem sie Zettel, die Zeugen ihrer Treulosigkeit, an die Pfeile banden, und in das Lager der Byzanter abschossen. Manuel wußte sich durch die erhaltenen Nachrichten in die Zeit zu schicken und gelangte an das Ziel seiner erobersvollen Sehnsucht.

Semlin war in den Händen der Byzanter. Die-

ses gleich aber mehr einer wüsten Ruine, als einer Stadt, denn die Ungern beschloffen sie nur unter dieser zerrütteten Gestalt den Feinden zu überlassen. — Von dem Gedanken, an ihren Feinden doch auf eine Art sich durch die ihrer Streitmacht beigebrachte Wunde gerächt zu haben, befriedigt, zogen die Ungern ab. Manuel achtete aber nicht auf den in seinem Heere erlittenen großen Verlust; er überließ das Geschäft der Wiederherstellung der zertrümmerten Stadt seinem Oheime Constantinus Angelus und begab sich nach Byzanz zurück. Im Triumphe zog er hier in die Residenzstadt ein und bethörte die wonnetrunkenen Bewohner derselben, mit der erdichteten Nachricht, daß er über die Magyaren einen der glänzendsten Siege davon getragen habe.

Die Cohorten der ungrischen Kriegsmacht, befanden sich in den Armen ihrer heimatlichen Flur. Das wonnige Lächeln ihrer Brüder, die sie im Lande freundlich bewillkomnten, konnte sie aber nicht erfreuen. Sie waren, ungeachtet sie die Byzanter hart schlugen, doch über das Mißlingen ihrer Kriegsoperationen vor Semlin hoch erbittert. Daher sannten sie auf Mittel, wie sie das Verlorne wieder zurückerkhalten könnten und in eben den Augenblicken der gemeinschaftlichen Berathschlagung, traf bei ihnen die Schauerpost ein, Manuel der nimmer ruhige, habe Dalmatien, durch Hilfe seiner schlauen Feldherren Johannes Dukas und Nicephorus Chaluphes erobert. Auf der Stelle faßten sie in der Rathsversammlung, in welcher ihr geliebter König präsidirte, den Entschluß, die heimtückischer Weise geraubte Provinz, wieder zurück zu erobern und sollt' es ihren letzten Blutstropfen kosten.

Der Feldzug wider die treulosen Griechen wurde bestimmt und festgesetzt. Die Legionen der Truppen versammelten sich in aller Eile unter das Panier des siegbegränzten Grafen Dionysius, der die ungrischen Kämpfer schon aus so mancher Schlacht, von Ruhm und Ehre begleitet, herausgeführt hat. Sie machten sich wohl ausgerüstet auf und verfolgten mit rachestrahrenden Blicken das Ziel ihres Vorhabens. Zuerst fielen sie in die S y r m i s c h e Provinz ein. Diese war bereits nach dem unglücklichen Semliner Treffen in der Gewalt des Kaisers. Die Gouverneur's die dieselbe verwaltet hatten, hießen Michael Branas und Michael Gabras; beide waren Freunde und Anverwandte vom kaiserlichen Hofe in Byzanz.

Von dem Rachegeenius begleitet, traten die Ungern die gegenwärtige Kriegsexpedition an. Sie erreichten das feindliche Gebieth. Von ihrer Ankunft erhielten Branas und Gabras sogleich Kunde. Beide beschloffen das Heer der Angekommenen zu vernichten. Allein darüber, wie sie ihr Vernichtungsproject ausführen sollten, konnten sie eines Sinnes nicht werden. Beide auf ihre Würden und den Einfluß, den sie am byzantischen Hofe hatten, stolz und eifersüchtig, vermochten wie sonst in ihren Berathschlagungen in Bezug auf das Wohl der ihrem Gouvernement anvertrauten Provinz, so auch jetzt nicht, zu dem Standpuncte einer gleichen Meinung zu gelangen. Der alte Zwietrachtgeist warf eben jetzt bei dem so wichtigen Vorhaben, die Ungern zu schlagen, wieder den Brand der Uneinigkeit zwischen sie. Sie stritten zankend über die Frage: wie die Ungern angegriffen werden soll-

ten, ob man sie nämlich zu einer offenen Schlacht herausfordern oder in ihrem Lager Nachts heimlicher Weise, überfallen sollte? Gabras als ein kühner, kampferfahrener Mann wollte das erste, Branas aber das letztere. Branas behielt endlich mit seinem Vorschlage, durch List und auf Hilfe der Nacht das vorgesezte Ziel zu verfolgen, die Oberhand.

Viele waren der Auskundschafter, deren sich die beiden Statthalter bedienten, als sie besorgt waren, den Ort von dem Lager der Ungern zu erfahren. Beide gingen nun, mit der ganzen Anzahl der auserlesensten Truppen, die zur Vertheidigung Sirmiens unter ihren Befehlen standen, dem Feinde entgegen, geführt von den Männern, die den Aufenthalt des feindlichen Heeres ausgespäht hatten. Von dem Schatten der Nacht umringt, kamen sie an den vermeinten Ort hin: aber nicht die geringste Spur von einem ungrischen Lager war zu entdecken. Sie zogen weiter und nicht ein einziger ungrischer Krieger, war weit und breit anzutreffen. Die Nacht, auf deren Zuthun sie so viel gerechnet hatten, leitete sie auf die vielstegige Bahn der Verirrung und führte sie in ihre eigene Falle. Aus den Thälern verloren sich allmählig die Schatten der Finsterniß; in Osten färbte den Horizont mit Purpur die lächelnde Aurora und jetzt erblickten sie urplötzlich in der Entfernung von einigen tausend Schritten das Lager der Ungern, das sie eine ganze Nacht hindurch vergeblich gesucht hatten.

Über das Fehlschlagen des Planes ihrer List ergrimmt, fielen die Byzanter im Sturme über die Ungern her, die noch im tiefsten Frieden der Morgenstille,

auf einer weiten Ebene, ihre Pferde, entblößt von aller Kriegsrüstung, weiden ließen. Indessen aber sausten die von den herbeigesprengten Feinden abgeschossenen Pfeile fürchterlich um ihre Ohren. Es bedrohte die arglosen Magyaren ein schreckliches Ungewitter. In unbeschreiblicher Eile, suchten sie, als sie die heranstürmenden Griechen zu Gesicht bekamen, ihre Säbel, Lanzen, Bogen, Harnische und Schilder hervor. Es erhob sich ein furchtbar ertönender Schlachtlärm. Der momentane Gedanke an den ungewissen Ausgang des begonnenen Gefechtes, von dem die an den Gränzen eines so nahen Unterganges wandelnden Ungern, als sie sich in die Kriegsrüstung warfen, ergriffen wurden, schien sie in den ersten Augenblicken betäubt zu haben, doch mit Blizeschnelle bemächtigten sie sich der Waffen, zäumten ihre Pferde, schwangen sich auf dieselben und rennten in die dichten Reihen der unerfrockenen Feinde hinein. Aber gerüsteter und vorbereiteter zum Schlagen waren die Byzanter. Die Ungarn wankten und ergriffen in einer Richtung gegen ihr Lager zurück die Flucht. Des erfochtenen Triumphes gewiß, setzten ihnen die erhisten Byzanter nach, deren Feldherren schon jetzt um den Ruhm des erfochtenen Sieges untereinander zankten. Aber jetzt wandte sich das Blatt. Die Ungern ermanneten und erhohleten sich von dem ersten Eindruck der Überraschung; sie umzingelten die Feinde und hieben sie mit unerbittlicher Strenge nieder. Die schwüle Stunde der Schlacht verschlang die Welle der Zeit und mit Todten besäet war das Schlachtfeld. Fast eben so groß, wie die Zahl der Erschlagenen, war die

Anzahl der Gefangenen. Nicht ein einziger Mann entrannt den Händen der Sieger.

In den Armen des Triumphes neue Kräfte schöpfend, dachten nun die Ungern darüber nach, wie sie diesen Sieg hier über die treulosen Byzanter und das Andenken an ihre, hier an den Tag gelegte Tapferkeit verewigen könnten. Sie versielen einmüthiglich auf den Vorschlag, auf den blutdurchnästen Furchen des Schlachtgefildes eine Siegestrophäe von seltener Art zu errichten, welche der Zeit und ihren Stürmen Troß gebiethen und die Kampflust der Byzanter wider die Ungern, ersticken würde. Dieß geschah. Das Siegesmonument wurde aufgeführt. Der Heerführer der Ungern, Graf Dionysius, ließ die Leichen aller todtgeschlagenen Griechen sammeln und auf einen Haufen zusammenbringen. Als seine Befehle vollzogen wurden, geboth er, auf die schon ziemlich hohe Schichte der Todten, Erde zu schütten und den auf diese Art entstandenen Hügel dann mit grünen Rasen zu überlegen. Da stand denn die schauderhafte Pyramide fertig, den Lüften entgegen gethürmt, Schrecken und Furcht in Sirmiens Gefilden um sich verbreitend. Bei ihrem Baue mußten die Gefangenen alle untereinander Hohe und Niedere, gemeine Soldaten und Offiziere arbeiten und so mit dem Aufschichten der erstarrten Leiber von ihren gefallenen Brüdern, das Schreckenszeichen für alle Enkel der Zukunft vollenden.

Von dem unglücklichen Ereignisse im Sirmischen Lande, wie auch von der dort errichteten Siegestrophäe hörte Manuel der stolze, übermüthvolle Kaiser. Er knirschte vor Wuth, daß es die Ungern gewagt hat-

ten, ihm einen so empfindlichen Schlag zu versetzen, der einen ziemlich großen Schatten auf den Glanz seines Kriegerruhmes zu werfen vermochte. Er rüstete sogleich zur Züchtigung der Kühnen den Protostrator Alexius mit einem gewaltigen Heere aus. In dem Herzen des angegriffenen und gezüchtigten Kaisers kochte das Gift einer Rache, die keine Mäßigung kannte und die durch nichts, als durch Gleiches mit Gleichem befriedigt werden konnte. Seiner Ordre gemäß mußte Alexius das Heer an der Donau, der Burg Haram (Uj-Palanka) gegenüber aufstellen. Die Befehle Manuels an ihn lauteten ferner, daß er sich ja mit den verwegenen Ungern in kein entscheidendes Treffen einlassen sollte. Dergleichen Maaßregeln der Blendung erforderte vor der Hand das Gefühl seiner Rache und die Tendenz des Manuels, dieselbe in das Geleise einer berechneten Wirksamkeit zu versetzen.

Die Ungern erhielten Bericht von der Erscheinung des griechischen Feldherrn. Sie zogen ihm entgegen, mit dem Vorsatze auch ihn zu bestürmen und zu fällen. Allein der schlaue Krieger, in die Pläne des Kaisers eingeweiht, spielte auf seinem Posten, seine Rolle nur zu gut. Er reizte bloß die Ungern durch die verschiedenen Manöver, die er mit seinen Soldaten ausgeführt hat, zu kleinen, für sie vortheillosen Gefechten, wodurch sie nach den Berechnungen seines Stratagem's immer weiter und weiter gelockt und durch die verstellten Angriffe, von einem Orte zum andern, getrieben und aufgehalten wurden.

Vollkommen zufrieden mit diesem Betragen des Protostrators war der Kaiser. Er rückte kräftig von ihm un-

zerstückt, der Vollführung seiner Rachepläne immer näher. Und was that er? — Während die Ungern durch unbedeutende Scharmügel unaufhörlich an der Donau geneckt und beschäftigt wurden, expedirte er den Leo Batakes nach Bulgarien, mit dem Auftrage, dort einen Schwarm Walachen zusammen zu bringen und mit denselben in das östliche Siebenbürgen einzufallen. Den Weg dahin nahm Leo durch die heutige Moldau und Walachei. Er erschien auf dem Orte seiner Bestimmung und nun richtete er, allhier, in der Mitte ganz wehrloser und friedlicher Menschen, das schrecklichste Blutbad an. Die hier verübten Greuel gränzen an die höchste Barbarei und zeugen von der verworfensten Natur derjenigen, die die Geschichte vor dem Tribunale der Menschlichkeit, als deren unmenschliche Urheber anklagt. Nach dem schauderhaften Wink der ausgesuchtesten Martern, zur schnöden Belustigung der Sinne der grausamen Wütherriche, wurden hier die armen Menschen, über welche sie die Giftströme der kaiserlichen Rache ausgeschüttet hatten, geschlachtet. Die Mordscene wurde endlich geschlossen. Die feilen Banditen zogen ab und ein jeder, der den Streichen des gewaltsamen Todes entging, wurde nebst den Viehherden nach Constantinopel geschleppt, wo ihn die harte Fessel der Gefangenschaft erwartete. Manuel gelangte zur Kenntniß der Greuel und er eröthete nicht, darüber innerhalb der Mauern von Byzanz, Freudenfeste anzustellen.

Die Pünktlichkeit, mit welcher Leo Batakes, den kaiserlichen Befehl vollzogen hatte, versetzte ihn bei Hofe in ein großes Ansehen, um das ihn manche der Höflinge,

lüstern nach ähnlicher Gunst und Ehre, beneideten. Unter jenen Verblendeten und gewissenlosen Menschen waren auch die Feldherren Johannes Dukas, Andronikus Lampardas und Nicephorus Petralipha. Sie hatten die Keckheit vor den Kaiser hinzutreten und ihm ihre Hilfe und Bereitwilligkeit, zur Vollstreckung ähnlicher schandbaren Handlungen anzubieten. Gestillt war Manuels brennender Durst nach Rache noch nicht, durch die schauderhaften Ausritte in Siebenbürgen. Er beschloß die feilen Miethlinge nach Ungarn selbst zu senden, um auch dort schuldlose Menschen, die harten Hiebe von der Dornenruthe seines tiegerartigen Grimmes fühlen zu lassen. Sogleich machten sich diese mit einer Truppen Soldaten auf. Um aber den vorgenommenen Einbruch, auf eine heimliche Weise beginnen und vollenden zu können, zogen sie gegen den Dnieper hinauf, durch die moldauischen Wüsten, bis sie endlich durch unzählige und mühsame Umwege Ungarns nordöstliche Gegend erreichten. Hier fielen sie mit einem fürchterlichen Ungeßüm in das Land und verheerten alles, was ihnen nur untergekommen ist, mit Feuer und Schwert. Die überfallenen armen Bewohner der Gegend, griffen zwar zur Gegenwehr: allein sie waren zu schwach, den unvermutheten, heftigen Sturm von sich zu wenden. Die blutdürstigen Feinde wurden hierdurch nur noch mehr zur Wuth gereizt und in wenigen Tagen, glichen ihre Felder und Wohnungen, einer öden Todtenhalle. Es wurde hier noch grausamer und ärger, als in Siebenbürgen gemordet.

Müde von der ruchlosen Arbeit des Menschenschlach-

tenz traten die Feinde zusammen und bestimmten hier den Ungern, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Das Siegeszeichen auf dem Sirmischen Gebiete diente ihnen zur Richtschnur und sie schickten sich daran, zum Schrecken der Ungern, in ihrem eigenen Lande, in der Nähe seiner nordöstlichen Gränze, auch eine Siegestrophäe zu errichten. Die Idee davon ging von dem byzantischen Hofe aus. Nach ihrem Projecte bestand die Sieges-, oder vielmehr Schandtrophäe in einem aus Erz gegossenen Kreuze; dieses wurde auf dem Platze der Mördergrube aufgerichtet und mit folgender, höchstübermüthigen Inschrift ausgeziert:

„Zahllos fielen einst hier Pannonia's Völker im Kampfe
Unter der Aufsicht racheschtender Faust:

Als die Zügel des Römerreichs, Manuel der Göttliche lenkte
In der Comnenen Geschlecht, einzig und ewig berühmt.“

Diese Frevel fielen (1165) in Ungarn und Siebenbürgen vor, und die an den Ufern der Donau zwecklos kämpfenden Magyaren hatten nicht die geringste Abnung davon. Sie kehrten endlich ermüdet von ihrem Feldzuge heim und vernahmen mit Entsetzen die Klagen, über die Grausamkeiten der Byzanter, aus dem Munde ihrer Landsleute. Ihr Herz brach und sie verschoben das Geschäft der Rache und der Widervergeltung, auf einen bequemern Zeitpunkt, der sie in den Kampf mit den Griechen führen würde. Dieser erschien im Jahr 1166, als sie Dalmatien zurückerobert und den Feldherrn Nicephorus Chaluphes, gefangen genommen hatten.

Das schauderverbreitende eiserne Kreuz in Un-

Garn, war von keiner sehr langen Dauer. Weil es die Hand des Frevels und des höchsten Übermuthes aufgeführt hat, verschwand es bald, zertrümmert von dem Geiste des Rechts, eh' noch die Enkel der dort Erschlagenen, an demselben einen Anstoß des Argers und eine Aufforderung, Rache an den Byzantern zu nehmen, fanden.

Manuel war zwar in Hinsicht seiner Nachsicht befriedigt: aber in Ruhe mit dem ungrischen Volke leben konnte er doch nicht. Er verbitterte dem Könige Stephan sehr das Leben. Dieser war ihm ein mächtiges Hinderniß, bei der Durchsetzung eines seiner wichtigsten Pläne, nach welchem er lange darüber nachgesonnen hat, wie er auf eine gute Manier des Prinzen Bela, der ihm jetzt an seinem Hofe lästig und überflüssig war, los werden könnte. Ganz verstoßen wollte er ihn nicht, um ihn nicht wider sich aufzubringen, denn im Hintergrunde seiner listigen Anschläge wider ihn, hoffte er doch mit der Zeit von ihm noch manche Vortheile einzuernten, wenn er einmahl König von Ungarn seyn würde. Den Prinzen Bela auf den ungrischen Thron zu setzen, war nun jetzt sein stetter Gedanke. Aber wie sollte er diesen, in seiner Seele so schnell gereiften Vorsatz zur Wirklichkeit bringen? — Manuel der Erfindersche hatte bald ein Mittel in Händen; der König Stephan mußte durch Gift sterben! Dieß geschah auch wirklich. In der Nacht vom 4 März des Jahres 1173 schied Stephan von den blühenden Auen seines jungen Lebens (er zählte kaum noch 23 Jahre) und stieg in die finsternen Gefilde des Reiches der Todten hinab.

Stephan war nicht mehr in dem Zirkel der Lebenden

und jetzt erhob sich in Ungarn, nur eine Stimme für den Prinzen Bela, als die Rede von einem neuen Könige war. Eiligst wurden Gesandte nach Constantinopel abgeschickt, die den Auftrag bekamen, von dort her den rechtmäßigen Thronerben abzuholen. Hoch erfreut war Bela über dies Ereigniß; er schloß sich sogleich an die Abgeordneten der Ungern an, kam mit ihnen in ihr Reich, wo er im Jubel eingeführt und sogleich zum König gekrönt wurde. Er regierte sehr ruhmvoll bis 1196 unter dem Namen Bela III. Niemand machte ihm den Thron streitig. Zwar befand sich die junge Wittwe Stephans, Agnes (die Tochter des Herzogs von Osterreich Heinrich Jasomirgott, mit der Stephan noch 1166 in Gegenwart des deutschen Kaisers Friedrich I. sehr feierlich verlobt worden war) in schwangern Umständen: allein das Kind, das sie in Wien zur Welt geboren hat, starb gleich nach der Geburt; folglich hatte Bela III. als König, keinen Nebenbuhler seiner Krone zu befürchten.

Die fromme Jungfrau im Comlyoer Walde.

Sehr viele treue und fromme Verehrer Gottes, zählte die christliche Kirche in Ungarn, gleich in dem Zeitraume ihrer Begründung all dort. Unter jenen zeichneten sich an Gottseligkeit und Frömmigkeit, vorzüglich der König Stephan I. mit seinem Sohne Emerich und der Esanader Bischof, Gerard de Sagredo aus. Die gott-ergebenen Männer starben und nach ihrem Tode, verbreitete sich im ganzen Lande, die Kunde von den Wundern, die sich an ihrer Ruhestätte ereignet hatten. Kranke, die mehrere Jahre an ihren Übeln litten, wurden, wenn sie in frommer Andacht hingefunken an deren Gräbern knieten, plötzlich gesund; Taube, wenn sie mit gläubiger Zuversicht hinkamen, erhielten ihr Gehör, Stumme ihre Sprache und verkrüppelte an Händen und Füßen, ihre gesunden Glieder wieder. Das Gerücht von diesen Wunderereignissen wurde immer größer und von demselben bewogen fanden sich bald viele der Gläubigen, die, die Verdienste der Verklärten um die Kirche und der Menschheit Heil verehrend, schaarenweise hinzogen, um dort die Opfer ihrer Frömmigkeit, dem himmlischen Allvater, in Demuth darzubringen. Sie priesen sich selig, in der Überzeugung, daß ihre Gebethe an der Schlummerstätte der Tugendhaften vollzogen, sicher kraftvoll und von Segen für sie seyn müssen.

König Ladislaw I., ein sehr wackerer Fürst, beherrschte die Ungern und jetzt wurde von den Wunderthäten, die an den Gräbern der erwähnten Verbliebenen sich im Verlaufe der Zeit, häufig zugetragen hatten, ein vollständiges Verzeichniß nach Rom eingesandt. Hier saß gerade von der heiligen Diara ausgeschmückt auf dem päpstlichen Stuhle, der Mönch von Clugny, Hildebrand unter dem Namen Gregor VII. Viel des Guten ist, wie die Geschichte bezeugt, das dieser merkwürdige Mann, der ungrischen Nation erwiesen hat; sie konnte sich gewisser Gunstbezeugungen, aus seiner Milde erhalten, rühmen, die von ihm keinem andern Volke zu Theil wurden. Er nahm die erhaltene Anzeige von den Wundern und die Nachricht, über den gottesfürchtigen Lebenswandel der verehrten Todten, mit Wohlwollen auf und verordnete, daß mehrere Bischöfe und Äbte, zusammentreten und den Inhalt der eingesandten Dokumente, der schärfsten Prüfung unterwerfen möchten. Dieß geschah und das Resultat ihrer Untersuchungen begründete sich in der Wahrheit und Authentizität, die sie überall, an einem jeglichen Zuge entdeckten, der die verklärten Himmelsbürger herrlich charakterisirte. Pabst Gregor VII. faßte nun den Entschluß alle drei, den König Stephan, dessen Sohn Emerich und den Bischof Gerard, in die Zahl der Kirchenheiligen zu versetzen und fertigte zu diesem Ende, seinen Legaten nach Ungarn mit der Bulle ab, in welcher er geboth, daß in seiner Gegenwart die Leichname der drei berühmten Männer erhoben und zur Verehrung öffentlich auf den Altären, ausgestellt werden sollten.

Der päpstliche Legat erschien in der Mitte der Magyaren im Jahr 1083 und seine Ankunft verbreitete durch das ganze Land eine unbeschreiblich große Freude. Er entledigte sich vor dem beherzten Könige Ladislaw aller Aufträge, die er zu Gunsten seines Volkes vom heiligen Vater erhalten hatte und dieser beschied ohne Verzögerung alle hohe Prälaten, Reichsbaronen und Magnaten zu sich nach Stuhlweissenburg, um das gottgefällige Werk der Erhebung der Leichname in ihrem und des Legaten Weisern zu vollenden. Die Berufenen fanden sich bald am königlichen Hoflager ein und durch ihre Beihilfe wurden nun die möglichsten Anstalten zu der lange mit Sehnsucht erwarteten Feierlichkeit, getroffen. Man beschloß, darauf sich durch ein strenges, dreitägiges Fasten vorzubereiten. Das fromme Gelübb wurde pünktlich gehalten und vollzogen. Am dritten Tage, vor dem Einbruche der Abenddämmerung, stieg der König in Begleitung des päpstlichen Legaten, des hohen Clerus und der Ersten aus dem Laienstande, in die Gruft hinab, in welcher die beiden, Stephan und Emerich selig in Frieden ruhten. Ihre körperlichen Überreste lagen in kostbaren Särgen, die wieder ein sehr massiv gebautes Gewölbe in sich aufnahm, dessen Eingang ein ungeheurer Stein verwahrte. Nach verrichtetem Gebethe, wurde nun von dem Könige das Zeichen zur Eröffnung des Steinbehältnisses gegeben: allein niemand war im Stande den Eingang von dem Steine zu befreien. Er war und blieb unbeweglich, selbst bei dem Angriffe der größten und stärksten Männerkraft. Mehrmalige Versuche ihn wegzurücken wurden gemacht, aber immer fruchtlos und vergeb-

lich. Die in der Todtengruft versammelten Männer sahen einander bei dieser unbegreiflichen Unbeweglichkeit des Deckels, erstaunt und betroffen an. Jetzt aber erhoben mehrere einmüthig ihre Stimme, der Sünden der Menschen wären zu viel und nicht genug noch wär' der Herr der Heerschaaren gepriesen worden; man sollte härter sein Fleisch kasteien, den Namen Gottes lauter in Lobgesängen erheben und inbrünstiger zu ihm rufen, daß er sich erbarmen und das schreckliche Hinderniß wegnehmen würde, daß die Erhebung der Leichname, so sehr erschwert. Dieser Aufforderung wurde allgemein Gehör gegeben und man brachte wieder mehrere Tage in großer Frömmigkeit zu. Endlich begann der feierliche Zug wieder in die Gruft: aber der Deckel oder die Fallthür, die das steinerne Verhältniß der Särge verschloß, war wie zuvor unbeweglich und unverrückbar. Keine Menschenhand vermochte sie nur um ein Haarbreit von der Stelle weiter zu schieben. Allen die zugegen waren fing es an bei dieser Bewandniß der Sache gar sehr wunderlich zu Muthe zu werden: denn unerklärbar war es ihnen, wie der Stein durchaus nicht bezwungen werden konnte. Von Bangigkeit berückt verließen sie die Ruhestätte der Frommen, empfanden aus Furcht vor der eingetretenen Strafe Gottes ein tiefes Leid über ihre begangenen Sünden und beschloßen in Geduld, das entscheidende Endresultat von ihrer Unternehmung und das Einwirken einer höhern Macht, abzuwarten. Vor dem unbegreiflichen Ereigniß in Stuhlweissenburg, verbreitete sich indessen die Trauerkunde mit Blitzesschnelle durch das ganze Land.

Doch jeder Zeitmoment wurde eifrig benutzt, um in

friedlicher Berathschlagung, unter des Königs Vorſitz, über das wirkſame Mittel nachzudenken, wodurch das vorgenommene Werk, glücklich hätte durchgeführt und beendet werden können. Allein dem Beſchlusse einer jeglichen Berathung, entquoll nie das gewünschte und sehnlichst begehrte Resultat. Des Tiefsinnes Gefieder umwehete schwühl die Schläfe der Rathenden im Sorgenlabyrinth, als unvermuthet ein königlicher Herold mit der Botschaft eintraf, eine Jungfrau von keuschen und reinen Sitten und großer Gottergebenheit, die im Somlyoer Waldé, dort unweit der, dem Welterlöser gewidmeten Kirche, in einsamer Clause lebt, habe sich erbothen, dem Könige das Räthsel mit der Unbezwingbarkeit des Deckels von dem Steinbehältnisse der Särge zu lösen und ihm einen Rath zu ertheilen, wie das Gewölbe sogleich geöffnet werden könnte. — Der Name der unbekanntenen Jungfrau war Charitas.

Alle die im Rathe saßen und so lange nichts auszusinnen vermochten, erstaunten bei dieser Nachricht, begehrten einmüthiglich die fromme Jungfrau zu sehen und den rathenden Ausspruch, über das Eröffnen des Särgebehältnisses, aus ihrem Munde zu vernehmen. Sie wurde in die Versammlung abgehohlt und bescheiden um die Mittheilung des Geheimnisses ersucht. Charitas ergriff das Wort und mit freudigem Gemüthe, voll der größten Zuversicht sprach sie: „Mir als einer unwürdigen Magd und Dienerinn Gottes, ist durch göttliche Eingebung, in einer der Stunden meiner Andacht, offenbahrt worden, daß es nur dann möglich seyn wird, den Stein zu bezwingen und ihn von dem Eingange, der zu dem

Gewölbe führt, hinwegzurücken, wenn König Ladislaw sich mit seinem Vetter, dem Könige Salomon, den hart die Kerkerfessel darnieder drückt, werde ausgesöhnt und ihm die Freiheit geschenkt haben.“

Nichts weiter sprach Charitas mehr; sie entzog sich schnell der Blicken der Betroffenen, die etwas ganz anderes, als die vernommene Rede, zu erfahren und zu hören hofften. Doch dem Bescheide der gottseligen Jungfrau, die ihnen zur Rettung aus der Verlegenheit, der Himmel offenbar zugesandt zu haben schien, traute niemand zu widersprechen. Man setzte in ihre Worte allgemein ein großes Vertrauen und in Eile wurden Bothen nach Wischegrad abgeschickt, um dem eingekerkerten Könige Salomon dort, die Freiheit zu verkündigen und ihn nach Stuhlweissenburg zu bringen.

Ob nun Salomon gleich an seinem Schicksale der Einkerkierung, durch den Mordanschlag, den er nach seiner Entthronung, wider das Leben des Königs unternahm, selbst Schuld gewesen war: so wollte ihm der sich selbst besiegende, edelgesinnte Monarch doch gerne alles verzeihen, um nur durch Unversöhnlichkeit von seiner Seite nicht das vorhabende Werk der Erhebung der Leichname zu hindern und den Zorn der Gottheit noch mehr zu reizen. Salomon kam in Stuhlweissenburg an; König Ladislaw nahm ihn recht bieder und freundschaftlich auf, schloß ihn bei der Bewillkommung recht innig in seine Arme, begab sich mit ihm dann in die Gruft der selig schlummernden Ahnherren und reichte ihm dort die Hand zur Versöhnung hin. Recht feierlich und herzerhebend war dieser Act und Thränen der innigsten Nührung

traten dabei allen Umstehenden in die Augen. Ladislaw der Fromme, meinte es recht herzlich und aufrichtig: aber Salomon schien des Königs ewiger, heimlicher Feind bleiben zu wollen. Doch nach vollzogener Ausöhnung, die die gottergebene Jungfrau, als Hauptbedingung bei der Entriegelung des steinernen Särgebehältnisses festgesetzt hatte, wurde mit allem Ernste unter dem früher beobachteten Vorbereitungszeremoniell zur Erhebung der Leichen geschritten. Man fastete wieder wie zuvor drei Tage. Nach der Vesper, die am dritten Tage sehr feierlich abgehalten wurde, begaben sich die sämmtlichen hohen Personen wieder mit dem Könige an ihrer Spitze in die Todtengruft und wie erstaunten sie nicht alle bald, als der vorhin unbewegliche Stein, jetzt fast ohne alle Mühe und Anstrengung weggeschoben wurde! Stephans Sarg wurde zuerst erhoben und unter lautem Triumphgesange, in feierlicher Prozession in die Kirche getragen. Das Eindringen der Nacht aber verhinderte die Eröffnung desselben und sie mußte auf den nächstfolgenden Tag verlegt werden.

Es war am 20 August (1083) als in der Frühe nach der feierlichen Messe, die der päpstliche Legat abgelesen hatte, der Sarg eröffnet wurde. Aber ein höchst wunderbarer Vorfall ereignete sich bei dieser solennen Handlung wieder, der alle in die größte Trauer und Bestürzung versetzt hat. Es war folgender. Die Öffnung des Sarkophages enthüllte deutlich den Blicken der Neugierigen die Gebeine des verklärten Königs, man sah sie gleichsam wie von einer purpurrothen Flüssigkeit umgeben und benezt, im Schimmergewande ruhen, fand aber eine

seiner Hände, die rechte nicht, die nach Aussage der Urkunden, mit einem prachtvollen und kostbaren Ringe, ausgeschmückt war. Das Vermissten derselben erregte die Aufmerksamkeit Aller, da man sich aber dasselbe nicht zu erklären vermochte, so gab man sich in Geduld zufrieden. Doch nach einigen Jahren klärte sich die Sache mit der vergeblich gesuchten rechten Hand, Stephans, höchst wunderbar auf. Der Schatzmeister der Stuhlweissenburger Kirche, später Abt des Benedictiner Klosters zu Bereks im Biharer Komitate, Namens Mercurius, hatte sie sammt dem goldenen Ringe in seiner Gewalt. Sie wurde ihm, am Tage der Sargesöffnung auf eine ihm unbegreifliche Weise in dem Stuhlweissenburger Dome, zur Verwahrung übergeben. Von Gewissensunruhe gedrängt erzählte (nach Hartwik, Pray und Katona) Mercurius selbst die Geschichte mit der Hand Stephans, dem Könige folgendermaßen: „Unfehlbar werdet Ihr Euch noch, sprach er, Großmüthigster König, an die Worte erinnern, mit welchen Ihr mich an jenem Morgen der Sargesöffnung, in der Stuhlweissenburger Kirche, so hart angefahren seyd, als ich mich voll Neugier und des frommen Verlangens, den heiligen König in seinem Todesschlummer zu schauen, etwas ungestümm durch die Menschenmenge hinzudrängte? Die Engelmilde aus Eurem Gesichte war damahls ganz verschwunden und von den Fluthen des Zornes, die auf Euren Wangen sich ergossen hatten, verschlungen; ich schien Euch damahls, der verhassteste Mensch auf Erden gewesen zu seyn, den je Euer Auge sah. Als hätt' ich Euch das größte Unrecht zugefügt, so groß war gegen mich

Euer Benehmen. Ihr fragtet: was ich da zu suchen hatte und ob ich den Wink meiner Bestimmung nicht verstände, der mir meinen Platz in der einsamen Klosterzelle anzeigt? Ich erschrock ob dem Unwillen, der Eurem finstern Blicke entsprang und mich wie ein zweischneidiges Schwert niederbohrte. Mit einem großen Weh im Herzen, ganz beschämt und von dem folternden Gedanken begleitet, wie ich bei Euch mich eines solchen Verweises schuldig gemacht hätte, zog ich mich zurück und suchte auf einem der Kirchenthore das einsamste Winkelchen auf. Dort fiel ich auf meine Kniee nieder, bethete inbrünstig zu Gott, ihn um Verzeihung meiner Sünden ansehend — und sehet, kaum ich noch mit meinem Gebethe, das mein betrübtes, wundenvolles Herz mit Himmelsbalsam erquickte, zu Ende war, trat urplötzlich vor meine, in Thränen schwimmende Augen ein schneeweiß gekleideter Jüngling, von lieblicher und liebenswürdiger Gestalt. Dieser überreichte mir etwas in einem Schleier auf das sorgfältigste eingewickelt, unter den Worten: „Nimm die theure Juwelle hin und vertraue sie einem sichern Orte an; vergiß aber doch nicht, mit der Zeit, davon deinem Herrn, dem Könige Kunde zu geben.“ — Der Jüngling, schön gestaltet wie ein Engel, verschwand. Ich hatte kaum Kräfte genug die Wundergabe in Händen fest zu halten und Wonnegelüht durchbebt meine Glieder, als ich das zierliche Schleiertuch entfaltete, denn ich erblickte in demselben die rechte Hand Stephans, sammt dem merkwürdigen Ringe an dem Finger. Nicht auszusprechen vermag ich mit Worten die Freude, die ich dabei empfand. Eben war ich zum Abte von Berekeß schon ernannt und einge-

segnet; alle Weltfreuden verschmähend verfügte ich mich gleich in mein Kloster, weihete dasselbe mit der erhaltenen Hand, zur heiligsten Stätte ein und betrachte sie bis zur Stunde sammt meinen Gott treu dienenden Brüdern, als die größte Reliquie, welche die ungrische Kirche aufzuweisen vermag. Wollet Ihr, Großer König, an mir und meinen armen Klosterbrüdern, kein himmelschreiendes Unrecht begehen, so bitte ich Euch, im Namen Aller, um Gottes und seines gekreuzigten Sohnes Willen, Ihr möchtet uns das bewußte Kleinod nicht entziehen.“

Ladislaw hörte den Abt gelassen an; er begriff und verstand ihn ganz, und forderte daher die Hand von ihm nicht zurück. Die Abtei behielt sie als Eigenthum und sie wurde von ihr jetzt „Heilige rechte Hand“ (Szent jobb Kéz) genannt. — Diese merkwürdige rechte Hand Stephans, existirt bis heute noch. Ihre fernere Schicksale waren folgende. In dem Berekfester Benedictiner-Kloster, verblieb sie als Gegenstand der öffentlichen Verehrung aller wahrhaft Gläubigen bis in das 16 Jahrhundert. Als sich aber in der ersten Hälfte der erwähnten Zeitepoche, die Grundsätze der Reformation auch in Ungarn mit großer Schnelligkeit zu verbreiten anfangen und die Abtei von allen Seiten mit Zerstörung bedroht wurde; kam sie Sicherheit wegen nach Nagusa. In dem hiesigen Dominikaner-Kloster wurde sie bis zum Jahr 1771 aufbewahrt. In dem angeführten Jahre aber kehrte sie auf Veranstaltung der glorreichen Kaiserinn Königin Maria Theresia wieder nach Ungarn zurück, wo sie, unter großer Solemnität, als

eine heilige Reliquie in der Ofner Schloßkirche, niedergelegt wurde.

Im Geleite von ähnlichen Ceremonien, schritt man zu gleicher Zeit, auch zur feierlichen Erhebung der Leichname Emerich's und Gerard's, der in Esanád begraben lag. Großer Jubel ertönte bei Gelegenheit dieser Feierauftritte laut durch die Gefilde Ungarns und viel des Edlen und Guten wurde dadurch erzielt und gestiftet.

Graf Johann Hunyady von Bißtricz auf dem Sterbebette.

Staunen und Verwunderung erregen in jeder erhabenen Seele die Nachrichten von den Großthaten, die der Graf von Bißtricz, Johann Hunyady, dieser lorberumkränzte, merkwürdige und unsterbliche Kriegsheld des 15 Jahrhunderts, im Triumph vollzogen hat. Er verdient mit vollem Rechte den Ruhm des tapfersten Mannes, den er in den Schlachtgefilden sich erwarb und der ihn, an der Spitze des Magyarenvolkes, auf die glänzenden Zinnen des höchsten Ansehens und der größten Staatsgewalt versetzte. Seine Siege, die er über die Feinde des ungrischen Vaterlandes, vorzüglich über die mächtigen Osmanen davon getragen hatte, waren nicht nur für dasselbe, sondern für den ganzen Westen sogar von den heilvollsten und gesegnetesten Folgen. Hätte die

Vorsehung ihn nicht zum Wächter in Pannonia's Ha-
 nen aufgestellt, der festen Muthes immer, mit der Schär-
 fe seines Schwertes die kampfbegierigen Muselmänner bei
 ihrem stürmenden Vordringen zurückdrängte, so würde
 derselbe unfehlbar ein Raub ihrer Eroberungssucht gewor-
 den seyn. Hunyady wurde allgemein als Krieger ge-
 fürchtet und schon der Ausspruch seines Namens (die Os-
 manen nannten ihn gewöhnlich Zurzum Janko) ver-
 mochte in ihrer Mitte Furcht und Schrecken zu verbrei-
 ten. Daher waren sie, trotz ihrer Unersehbarkeit im
 Felde, nicht wenig betroffen, als sie bei der merkwürdi-
 gen Eroberung Constantinopels die schauderhafte,
 aber ungegründete Kunde von seinem Anrücken mit einem
 gewaltigen Kriegsheere, vernahmen. Und wer weiß, ob
 der große byzantische Kaiserstaat durch die Gewalt der
 Osmanen zertrümmert worden wäre, wenn Hunyady
 den unglücklichen Kaiser Constantin XI. mit seiner
 ganzen Macht unterstützt hätte. Denkt man aufmerksam
 und unparteiisch über die Resultate seiner Siege nach, so
 ergibt sich, daß er allerdings der Mann war, dem es
 möglich gewesen wäre, die unbändigen Schwärme der Os-
 manen, die später bis Wien vordrangen und die Keime
 von Ungarns Cultur und Industrie oft auf das Grausam-
 ste zerknickten, über den Hellespont in ihre alten asiatischen
 Wohnsitz zurückzutreiben. Und dieß würde auch mit vi-
 eler Wahrscheinlichkeit geschehen seyn, wenn der Mißgunst
 Lücke sich wider ihn nicht empört, und wenn man immer
 seine Vorschläge, vorzüglich denjenigen treu befolgt hätte,
 den er zur gänzlichen Vertreibung der Osmanen aus Eu-
 ropa, unmittelbar nach dem Siege über dieselben bei Bel-

grad im Jahr 1456, dem Könige Ladislaw V. vorlegte. In zehn Schlachten siegte Hunyady über die erwähnten Feinde der Ungern und der ganzen Christenheit; und nur zweimal wurde er von ihnen, das Einemal (1444) bei Barna und das Anderemal (1448) auf dem Amselfelde geschlagen. Doch auch die beiden Niederlagen, die er erlitt, wirkten auf die Streitkraft der Feinde, wie Siege, indem diese eine lange Zeit brauchten, bis sie von der Ohnmacht sich erholen konnten, die ihnen durch der Ungern Schwerthiebe bei der Erkämpfung des Triumphes beigebracht wurde.

Mit der Glorie der Kriegstapferkeit verband sich auf das innigste die Erhabenheit des edlen Charakters, der den Grafen Hunyady schmückte. Betrachtet man ihn in seinen weltbürgerlichen Verhältnissen, nach dem Werthe der Handlungen forschend, die er als Mensch und Christ vollzogen hat: so erscheint er als Mann von der bewunderungswürdigsten Seelengröße und dem biedersten Herzen. Häufige Belege und Beweise dafür enthüllen die erhabenen Opfer, die er, von Patriotism durchdrungen, auf den Altar des Vaterlandes, als die größten Gefahren es bedrohten, fern von allen Eigennuz, hinlegte, verbunden mit dem hochherzigen Betragen, das er, von dem Schirme der politischen Allgewalt, die in seinen Händen lag, gedeckt, gegen seine mächtigen Feinde, die schrecklich wider ihn tobten, an den Tag gelegt hat. Hunyady hätte sie alle vernichten können; er that es aber nicht: er dachte viel zu edel und zu menschenfreundlich. Eben so wenig Mühe würde es ihn gekostet haben, den Kleinen Schritt von der erstiegenen Stufe seines Ansehens

zu der, der königlichen Würde zu machen, und den noch unmündigen König Ladislaw Posthumus in die Abgründe des größten Verderbens zu stürzen: allein er wagte dieß nicht, von Edelmuth und Gewissenhaftigkeit, in den Schranken seines Berufes zurückgehalten. Unter alle diese merkwürdigen Geistes- und Herzensvorzüge Hunyady's verbreitete den Strahl der höchsten Lieblichkeit sein religiöses Gefühl. Er war sehr fromm und im höchsten Grade gottesfürchtig.

Wie nun alle Handlungen Hunyady's, die das Ganze seiner Kräftevolutionen und die Züge von dem prachtvollen Gemälde in sich schlüssen, das ihn der Nachwelt, als Helden, Staatsmann und Christen darstellt, von der größten Merkwürdigkeit sind: eben so bedeutungsvoll und merkwürdig ist, auch der letzte Moment seines Lebens, sein Benehmen auf dem Sterbebette. Die Stunde des Todes schlug dem großen Helden und er gab am 11 August im Jahr 1456 seinen Geist auf, bald nach der Schlacht, die er, kräftig von dem gottseligen Franziskaner-Mönche, Johann von Capistran unterstützt, dem Sultan der Osmanen, Mohamed II. vor Belgrad siegreich und zu Ungarns mächtigsten Staatsvortheil geliefert hatte. Herrlichen und rührenden Inhaltes, sind die Äußerungen, die er während seines Kampfes zwischen Leben und Tod, sterbend in den Augenblicken seines Abschieds von dieser Welt, von sich gab. Sie zeigen von seiner edlen und frommen Denkart und der Ruhe seines Gewissens, von der gestärkt er sich an dem Ziele seiner Erdentage, der erbarmenden, ewigen Liebe Gottes empfahl.

Hunyady vollendete im Triumph bei Belgrad das schwüle Tagewerk, das letzte in diesem Weltthal, gab die erfreulichsten Berichte davon, sowohl dem Könige Ladislaw, der sich damahls in Wien aufhielt, als dem Pabste und verfügte sich dann, um einige Anordnungen im Kriegsheere zu treffen, nach Semlin. Hier wüthete gerade eine schreckliche Lagerseuche; Hunyady wurde von ihrem Gifte angesteckt und auf das Krankenlager geworfen. Nicht mochte der unerschrockene Held es gegahnet haben, daß dieser Pestanfall vermögend seyn werde, die Kraft seines Armes zu lähmen und ihn zum Todesschlummer in's finstere Grab hinabzustürzen; er wurde aber von Tag zu Tag schwächer. Immer in seiner Nähe, treu die süße Pflicht der Krankenpflege ausübend, befand sich sein vertrautester Freund, der wackere Mönch, Johann v. Capistran und mit einem Schauder, der sein Freundschaftsgefühl stark erschütterte, bemerkte dieser, daß die Lebensflamme Hunyady's bald erlöschen wird. Er entdeckte seine Besorgniß, von Wehmuth gebrochen, den Kindern und andern Männern, die in der Armee das Band der Freundschaft und Liebe an den Kranken kettete. Alle, die seine Leiden am nächsten angingen, versammelten sich an seinem Sterbebette zum letzten Lebewohl. Des Ernstes feierliche Stille herrschte in der Mitte der vom Trauerflor umwehten Anwesenden; Capistran ergriff die Gelegenheit und wagte in aller Gegenwart den Kranken, wie er es seit dem Augenblicke, als er in seiner überhandgenommenen Schwäche die Vorbothen des Todes wahrnahm, zu thun im Sinn hatte, auf sein Loos der Sterblichkeit und die ihm bevorstehende Stunde seiner

Auflösung aufmerksam zu machen, wünschend er möchte vor seinen Treuen sich das Lettemahl erklären und seinen letzten Willen öffentlich zu erkennen geben.

Wohl verstand der sterbende Freund des frommen Freundes leisen Wink. Er entgegnete, wie Bonfin berichtet, seinen Worten und sprach: „Seyd versichert, ehrwürdiger Vater, daß ich ganz fertig und entschlossen bin, meine mir bevorstehende Reise in die Gefilde der Todten anzutreten, um dort meine Ruhestätte zu finden. Was war mein irdisches Wallen, was mein rastloses Streben hienieden anders, als eine Anschickung zur würdigen Aufnahme des lieblichen Freundes, des Todes, der mich hinstellen wird vor dem Thron meines mächtigsten himmlischen Königs. Dieser mag mit seinem Rufe kommen, und ich werde davor nicht erschrecken. Aufrichtig, treu und gewissenhaft hab' ich die Pflichten, die mich im Dienste, den ich ihm zur Verherrlichung seines Namens schuldig war, an ihn banden, erfüllt: und eben so redlich den Posten verwaltet, den er mir, als weiser Weltregierer auf diesem Erdenrunde angewiesen hatte. Ich fürchtete bei der Behauptung und Vertheidigung desselben keine Mühe und keine Gefahr, die mir aus der Gottlosen Mitte mit Jammer und Trübsal, Fluch und Vernichtung drohte. In jeder Widerwärtigkeit, die von den Unglückshöhen fürchterlich auf mich losstürmte, blieb ich mir immer gleich und ihm und der Tugend treu. Daher tröste ich mich mit der Hoffnung, daß ich als ein ausgedienter invalidgewordener Kriegsknecht vor ihm auch Gnade finden werde, und daß er mir vergönnen wird, der Ruhe Glück enig im Wohnsitz der Seligen zu genießen.“

Hunyady schwieg und drückte zärtlich die Hand seines treuen Freundes. Jetzt suchte er mit seinen Blicken, seine beiden Söhne Ladislaw und Mathias. Diese traten näher an sein Sterbebett, sanken dort auf ihre Kniee nieder und Hunyady ihr zärtlicher Vater, redete sie folgendermaßen an: „Liebe Kinder, nicht fremd und unbekannt sind euch die Thaten eures Vaters, prägt das Andenken daran tief euren Herzen und Gedächtnisse ein, und stellet sie eurem Thätigkeitseifer zum Vorbilde mit dem Vorsatze auf, in den Kreisen eures Berufes etwas Ähnliches zu vollenden. Unermüdet habe ich euch oft auf die vom Dornengestrippe dicht umwundene, aber sichere Bahn aufmerksam gemacht, die, als der Tugendsteg, in den Tempel alles Guten und Schönen und zu dem Genuße der höchsten Erdenfeligkeit, die aus dem Bewußtseyn edler Handlungen entspringt, leitet; weicht nie von ihr und suchet auf derselben euch als Männer, die das Recht ehren, des Verdienstes unverwelkliche Krone zu erwerben. Wollt ihr zu Ehren kommen, euch in der Mitte eurer Brüder, Ansehen und einen Namen verschaffen, so kann dieß nur dann geschehen, wenn euch, als fromme und gutmüthige Menschen, ein reger Sinn für das Göttliche der Wahrheit und des Rechtes beleben wird. Etwas sehr wichtiges hab' ich euch, als eine bleibende Erbschaft, die euch kein Feind und kein Unglück zu rauben vermag, zu hinterlassen: dieselbe besteht in den Tugenden der Frömmigkeit und des Patriotism. O nehmt, geliebte, theure Kinder, dieß hohe Kleinod mit einem zufriedenen Herzen aus meinem sterbenden Händen an, und schätzt es eben so, wie ich es die ganze Zeit meines Lebens

Hindurch, geschächt habe. Das Übrige, was ich euch meinen Leibeserben, an zeitlichen Gütern als Eigenthum zurücklasse, ist von sehr unstatthaften Werth und Gehalt und zwar darum, weil es ein Product des wandelbaren Glückes ist, das mit seinen Lieblingen wunderbar, je nachdem es gelaunt ist, spielt. Deshalb, erwägt die Hinfälligkeit der Weltgüter, und setzt in dieselben nie euer ganzes und einziges Vertrauen.“

Thränen der Rührung traten bei dieser väterlichen Lehre und Ermahnung den Söhnen in die Augen; sie erhoben sich, nachdem sie den letzten Segen erhalten hatten, von ihren Knien und küßten dankbar die Hände des theuern Vaters. Hierauf verordnete Hunyady, im Beiseyn aller Feldherren; daß Ladislaw, sein Erstgeborner, die Oberbefehlshaberstelle, sowohl über die gesammte Kriegsmacht, als über Belgrad und die andern Gränzfestungen, so lange bekleiden sollte, bis es dem Könige Ladislaw anders zu verfügen, gefiele. Als Hunyady, der Sorgfältige, auch diese Erklärung von sich gegeben hatte, wendete er sich an die versammelten Freunde und Waffengefährten, die in voller Kriegsrüstung sein Sterbebett umstanden und rührend war es anzusehen und zu hören, wie er diese, mit Thränen in den sterbenden Augen, angefleht hat, daß sie sich, als seine vertrautesten Freunde, die er immer mit reiner Liebe an sein Herz gedrückt hätte, seiner Kinder in jeder Gefahr, die ihnen begegnen könnte, annehmen, sie schirmen und vertheidigen möchten; daß sie alle als Brüder, vom Bande der echten Bruderliebe umschlungen, sich lieben und in Eintracht leben, und nie den Plan aufgeben sollten, die begonnenen

Feldzüge wider die Osmanen, als der Ungern unverjöhlichsten Feinde fortzusetzen.

Schwerer begann bei diesen Anstrengungen der Franke Held zu athmen; er brach ab und alle, welche Zeugen seiner letzten Verfügung waren, bis auf den frommen Capistran, entfernten sich aus seinem Zimmer, ihm, unter Mitleidszähren, Friede und Genesung wünschend, Friede im Geist und Herzen wurde dem Hochverdienten zwar zu Theil: aber das Glück der gesunden Wiederauflebung nimmer mehr. Er beehrte in stiller Einsamkeit, von niemanden gestört, die noch wenigen Augenblicke seines Lebens, Gott in wahrer Andacht zu weihen. Bloß Capistran nahm an den frommen Gesängen und Gebethen Theil, in welchen er den allmächtigen Vater im Himmel, ihm seine Seele empfehlend, gepriesen hat. Während dieser Vorbereitungen auf ein seliges Ende, äußerte Hunyady sein Verlangen nach dem H. Sakramente des Altars. Capistran eilte, ihm den Dienst zu erweisen, und wollte ihm dasselbe auf dem Sterbebette darreichen: allein dawider war Hunyady, er wünschte das seelenstärkende Mahl an geheiligter Altarschwelle zu genießen. Deshalb mußten ihn einige seiner Kampfgenossen, da er mit eigener Macht sich nimmermehr vom Bette erheben konnte, in der Frühe am eilften August in die Kirche tragen, und hier reichte ihm Capistran, zur Stärkung seines Glaubens an Gott und der Befestigung seines Seelenfriedens, den Leib und das Blut Christi dar. Auf einige Augenblicke schien der Feuerstrahl seiner Lebenskraft das halbgebrochene Auge noch einmahl mit seinem Blicke zu erhellen: aber heftiger stürmte bald dar-

nach des Todes verheerende Macht auf sein Daseyn. Er sank an die Brust seines Freundes und hauchte, von ihm umschlungen, unter dem Gesange der Siegeshymnen, den die fromme Priesterschaft, die ihn umringt hat, anstimmte, seinen Geist aus. Seine entseelte Körperhülle wurde seiner Anordnung gemäß in der Gruft der Weissenburger Kirche beigesetzt.

Hunyady hatte ein Alter von beinahe 80 Jahren erreicht. Sein Tod war für Ungarn ein heftiger Schlag und erregte in den Herzen aller rechtlich Gesinnten die größte Theilnahme und Trauer. Mit den klagenden Ungern, klagten aber auch alle Fürsten in Westen; ja selbst der Sultan der Osmanen, Mohamed II., den Hunyady mit seinem Schwerte so oft hat wehe gethan, vergoß bei der Botschaft von seinem Ableben Thränen. Derselbe hielt es nicht unter seiner Würde, trotz seines Heldenruhmes, es frei zu bekennen, daß der verblaste magyarische Heros, in ganz Europa, einzig und allein den Ruf des Feldherrn von der größten Einsicht und dem größten Kriegermuth, verdiente. — Wie die ungrische Kriegsmacht an Hunyady so zu sagen, ihre ganze Stärke, Stütze und Seele verloren hatte: so verlor auch unendlich viel an ihm die christliche Kirche. Wahrlich vieles zu ihrer Erhaltung und der Beschirmung ihrer Priester, hatte Hunyady durch die Demüthigung der Anhänger des Islams beigetragen. Daher fand sich auch der Pabst Calixtus III. bewogen, die Heldenthaten Hunyady's in der Peterskirche zu Rom, durch ein sehr solennes Todtenamt zu verewigen, das er von dem

zahlreichen Cardinal-Collegium unterstützt, gefeiert hat. Er nannte den Verkärten bei dieser gottgeweihten Handlung, einen unerschrockenen Verfechter des christlichen Glaubens.

Wais der Sohn Geisa's wird zu Gran von St. Albalbert öffentlich und sehr feierlich getauft.

Ungeachtet über den Charakter und die Religiosität Geisa's, des Großherzogs der Magyaren, bei mehreren Chronisten die ungünstigsten Urtheile vorkommen, so gehört er doch unter die berühmtesten und verdienstvollsten Männer, dem die Nation unendlich viel Gutes zu verdanken hatte. Sein Vater Loris starb sehr frühe und er folgte ihm, eben erst zwanzig Jahre alt, im Jahr 972 in der Regierung. Als ein Fürst von der größten Friedfertigkeit und der sanftesten Gemüthsart, war er der erste, der es beherzt und ohne Furcht vor den Hindernissen wüthender Gegengewalt, gewagt hat, dem Thätigkeitseifer seiner Magyaren eine andere Richtung zu geben und ihn vorzüglich von dem Ziele abzulenken, das sie für das einzige und höchste ihrer Bestimmung hienieden hielten und auf welches sie, unter dem wildesten Kriegsgeschrei, mit blutgefärbten Säbeln in den Fäusten, Furcht und Schrecken um sich verbreitend, losstürmten. Er

machte ihnen, von seltner Weisheit und Entschlossenheit geleitet, begreiflich, daß der Völker und der Staaten Wohlfahrt, mit nichten in den ewigen Befehdungen anderer Nationen und der hierdurch gewonnenen Beute bestehe; das Glück beider könne nur im Schooße des Friedens blühen und unter andern, wichtigern Beschäftigungen gedeihen. Die edelste Absicht des Großherzogs, die diesen Vorstellungen zum Grunde lag, war, die sehr rohen Sitten des Volkes zu mildern und dasselbe allmählig, sowohl für die Vortheile eines ruhigen Bürgerlebens, als des Handels und vorzüglich für das Kirchenwesen der Christen zu gewinnen. Er berechnete sehr wohl, daß der Beförderung seiner Cultivirungsprojecte nichts erwünschter und günstiger kommen könnte, als der Geist, der in dem Christenthume wehet und daher war er vor allem andern bemüht, sein Volk mit den Grundsätzen desselben bekannt zu machen. Freilich kostete dieß Bestreben und Unternehmen, dem Viedern viele Mühe und großen Kampf: aber unverdrossen, ob er gleich zuweilen sich auch der Schärfe und grausamer Mittel bedienen mußte, setzte er das sich vorgenommene Werk der Civilisirung seiner Magnaren durch und bald zeigten sich die hierdurch bewirkten Evolutionen, an dem Charakter und der bessern Denkart derselben, in dem schönsten und herrlichsten Lichte.

Groß und der Unsterblichkeit werth sind die Verdienste, die Weisa von dieser Seite, um das tapfere Volk der Magnaren sich erworben hat. Trefflich aber bei der Realisirung aller seiner kirchlich-statistischen Plane, stand ihm seine Gemahlinn Sarolta bei. Sie war die Tochter des Fürsten von Siebenbürgen, Gyula des ältern

und schon lange mit dem Glauben der Christen bekannt. Dabei war sie eine Frau von sehr erhabenen Geistesgaben und mit den Reizen einer bewunderungswürdigen Schönheit ausgeschmückt; man hatte sie daher, wie für die muthvollste, klügste und unerschrockenste: so auch für die schönste Frau im ganzen Lande gehalten. Dieß Lob gaben ihr alle gleichzeitigen Scribenten und sie nannten sie in ihren Schriften allgemein die schöne Fürstin.

Geisa wußte die herrlichen Geistes- und Herzensvorzüge seiner Gemahlinn zu schätzen und von deren Gewichte eingenommen, ließ er sich ganz von ihr regieren. Es waren daher fast alle Projecte, die die Beglückung des Magyarenvolkes zum Gegenstand hatten und die sie am Ruder des Staats, das sie mit Manneskraft leitete, entwarf, das Product ihrer angestaunten Staats- und Herrscherflugheit.

Von Carolta im christlichen Glauben unterrichtet und aufgefordert, war nun Geisa fest entschlossen, alles Heidenthum in Pannonien auszurotten. Die Nachricht von diesem seinen Vornehmen verbreitete sich schnell in das nahe deutsche Reich und die Fürsten desselben waren ihm bald in Freundschaft gewogen und auf das eifrigste bemüht ihm bei der Durchsetzung seiner Plane hilfreiche Hand zu leisten. Aus dieser Rücksicht schickte der Kaiser Otto der Große an ihn seinen Vetter, den Bischof von Verden, Bruno, dem er den Auftrag gegeben hat, den Großherzog der Magyaren seiner aufrichtigen Wohlgewogenheit zu versichern und ihn in seinem Bekehrungseifer zu befestigen. Bruno war glücklich in der Erreichung des Endzwecks seiner Gesandtschaft, er kehrte zu-

rück und bald erschienen mehrere Mönche aus Baiern, von dem Passauer Bischofe Pilgrin ausgesandt. Weisfa nahm sie mit großem Frohlocken auf und sie begannen unermüdet an der Bekehrung seines Volkes zu arbeiten.

Die rastlosen Bemühungen der Missionäre zeigten sich eben in des Gedeihens schönstem und herrlichsten Glanze, als plötzlich das Werk ihres Fleisses fast ganz zerstört und von der Furie der Zwietracht und des Krieges niedergerissen wurde. Der Baiern Herzog Heinrich, stand wider den Kaiser Otto II. auf und an seine Bundesgenossen, die Kärnthner, Polen und Böhmen, schlossen sich auch die Ungern an. Im höchsten Grade verheerungsvoll wirkte dieß Ereigniß auf das kaum begonnene Christenthum in Pannonien; die zarte Pflanze desselben wurde hart niedergetreten. Nur nach zwei Jahren, nachdem Otto seinen Gegner total besiegt hat, kehrten Ruhe und Friede zurück. Mit verdoppeltem Eifer, suchte jetzt Weisfa der Großherzog, das unterbrochene Bekehrungsgeschäft fortzusetzen. Um mit seinem Beispiele kräftig zu wirken, ließ er sich selbst im Jahr 977 taufen. Allein der allgemeine Widerwille gegen das Wohlthätige der christlichen Religion, nahm durch die ausgebrochenen Unruhen, eine sehr wilde Natur an. Weisfa der Fromme hatte mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Als mehrere seiner heilsamen Anstalten, Vorschläge und Bemühungen, von der Unbändigkeit der Mehrzahl seiner heidnisch gesinnten Unterthanen, vereitelt wurden, versank er darob, wie die Geschichte erzählt, von dem Bilde der Kleinmüthigkeit erschreckt, in große Trauer.

Er brachte die Stunde seines Lebens sehr betrübt zu und der schlaflosen Nächte sind ihm viele geworden. Nun aber erhielt er, unvermuthet Trost von oben herab. Als er in einer sehr unruhvollen Nacht, gegen Tagesanbruch, in einen leisen Schlummer versallen war, erschien ihm im Traume ein Jüngling, von wunderschöner Bildung; dieser that seinen Mund auf und redete den Besorgten folgendermaßen an: „Die Gnade des Herrn sey mit dir, du Auserkührner Jesu Christi. Groß ist der Kummerstein, der schwer auf deinem stillen, gottergebenen Herzen lastet: aber entsage allen Gedanken, die dich immer mehr und mehr in's Sorgenneß verstricken und härme dich nicht länger, denn dir ist vom Himmel die Bestimmung nicht verliehen, das angefangene herrliche Werk der Befehrung deines Volkes mit der Vollendung zu krönen, weil deine Hand noch vom Blute der Unschuld raucht, das du vergossen hast. Darum fasse und tröste dich; ein Sohn aus deinen Lenden entsprossen, wird erscheinen und durch ihn wird der Schöpfer des Weltalls die Plane seiner ewigen Rathschlüsse an's Ziel der Wirklichkeit bringen. Er ist der vor vielen andern gekrönten Häuptern der einzige Glückliche und Auserwählte, dem nebst der vergänglichen Krone der Erde, auch die ewige zugesagt ist. In den Tagen der, dem menschlichen Verstande unergründbaren Zukunft, wird bei dir ein Mann voll des Geistes Gottes sich einfinden, diesen nimm mit aller Ehrfurcht auf und präge deinem Herzen tief die herrlichen Lehren und Warnungen ein, die er dir zu deiner Richtschnur ertheilen wird.“

Ein ähnliches Traumgesicht und fast zu gleicher Zeit, hatte auch die fromme Großherzoginn Carlota, die in

den keuschen Armen ihres zärtlichen Gemahls, sich seit vollen sieben Jahren, vergeblich nach dem Genusse der süßen Mutterfreuden gesehnt hat. Auch ihr erschien nächtllicher Weile, im Traume ein Mann voll ehrwürdigen Ansehens, der zu ihr folgende Worte gesprochen hat: „Wanke Holdselige nicht in dem festen Vertrauen, das du auf Gott gesetzt hast; verlasse dich auf ihn, der wunderbar von Rath und That ist und sey dessen versichert, daß du einem Sohne das Leben geben wirst, der als der erste aus den Familien des tapfern Magyarenvolkes eine Krone tragen und über dasselbe als König den Zeppter der Regierung schwingen wird. Wie er des Gnadenglückes theilhaftig werden wird, durch die heilige Taufe, dem Bunde der Christen einverleibt zu werden, so verleihe ihm du meinen Namen.

Sarolta erschrak gewaltig ob dieser Erscheinung und Anrede; doch hatte sie Muth den Mann im Athergewande zu fragen: wer er wäre, von wannen er käme und wie er sich nenne? — Der Erschienenene als Bothe Gottes, gab zur Antwort: „Mein Name ist Stephanus und ich bin aus der Zahl der gläubigen Anbether Jesu Christi der erste, der für dessen heilige Lehre, den bittern Kelch des Todes geschmeckt und das Glaubensbekenntniß der Christen, mit seinem Blute, als erster Märtyrer, der christlichen Kirche, versiegelt hat.“

Die beiden Visionen, über welche der Scribent Hartwik oder Chartuius umständlichere Berichte ertheilt, blieben nicht verschwiegen; die Kunde davon verbreitete sich bald durch ganz Pannonien. Jedermann, der mit dem wunderbaren Inhalte derselben bekannt wur-

de, glaubte daran, von der Gewalt des damaligen Zeitgeistes beherrscht, als an eine unwiderlegbare Wahrheit. Und gewiß von einem unaussprechlich großen Gewichte, war das praktische Interesse dieser Traumgesichter, wenn man mit psychologischer Genauigkeit, den mächtigen und herrlichen Einfluß erwägt, den der feste Glaube an dieselben, sowohl auf die geistige Ausbildung Stephans, des Sohnes Geisa's, als überhaupt auf die ganze Sitteneredlung der Magyaren, durch Hülfe der christlichen Religion, gehabt hat. Und aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, sind sie auch von Merkwürdigkeit und Bedeutung. Daß sie unter den Magyaren sich lange in großem Ansehen erhielten, beweisen unter andern die merkwürdigen Äußerungen, kraft welcher sich auf dieselben noch im 13 Jahrhundert, die beiden Könige Andreas II. und Ladislaw IV. als auf unleugbare Thatsachen, berufen haben.

Was dem frommen fürstlichen Ehepaare zum Trost und zur Beruhigung, so ominös verkündigt worden war, ging auch wirklich in Erfüllung. Nach einer Jahresfrist (978) gebar Carolta zu Gran einen Sohn. Unbeschreiblich groß war die Freude, die seine Geburt über das ganze Reich verbreitet hat. Der Neugeborne wurde Waik oder Bajnok (Kämpfer) genannt.

Treu in ihren Herzen behielten Geisa und Carolta die Worte, die sie von den unbegreiflichen Gesandten des Himmels, in des Phantasus weichen Armen schlummernd, vernommen hatten und gaben ihrem Sohne mit vereinter Anstrengung, nach einhälligen Ansichten, die beste Erziehung. Ihr ganzes Bestreben war [dahin

gerichtet, ihn tüchtig für die Vollführung des Werkes zu machen, das nach ihrer Erwartung und Überzeugung mit seiner Erdenbestimmung verknüpft war. Ein sehr kenntnißreicher Mann, Theodat, Graf von Severino genannt, der aus Apulien vertrieben, an Geisa's Hofe Schutz und gastfreundliche Aufnahme gefunden hat, war sein Lehrer. Herrlich entwickelten sich die schönen Geistesanlagen Waik's und das liebende Auge der Eltern, erblickte schon in dem fröhlichen Knaben, der Zukunft großen Mann im Purpurkleide. Waik war ihre ganze Hoffnung und Wonne. Derselbe trat in sein 15 Jahr und jetzt war Geisa, von väterlicher Zärtlichkeit durchdrungen, ganz beschäftigt, ihm die Erbrechte seiner Väter auf den Thron, unter dem Symbole altherkömmlicher Sitte solenn in die Hände zu liefern und gegen alle Anfechtungen von Seiten der andern Fürsten im Volke sicher zu stellen. Er beschied daher im Jahr 993 die Edlen und Großen des Landes nach Gran und eröffnete ihnen das Geheimniß seiner Wünsche. Alle willigten mit Frohlocken in sein gerechtes Begehren ein, huldigten ohne Widerrede dem jungen Prinzen Waik und schworen ihm sehr feierlich den Eid der Treue.

Der jubelvolle Huldigungsact zog große Feste, die mehrere Tage hindurch gefeiert wurden, nach sich. Kaum war diese beendigt, so erschien (im Jahr 994) der Mönch Pappas an dem Hofe des Großherzogs. Er kam aus Segnia als Abgesandter des frommen Bischofs Adalbert Woytech. Seine Erscheinung in Gran, war das erste Wonnesignal, von den sehr wichtigen Ereignissen, die sich bald darnach in Pannonien, zur Freude al-

ler Einwohner zugetragen hatten. — Adalbert, ein Sohn des böhmischen Woiwoden Slavink, stand in dem Rufe eines Heiligen und war ein sehr merkwürdiger, von dem Schicksale, seiner Frömmigkeit wegen, aber hart verfolgter Mann. Er starb im Jahr 997 den Tod eines Märtyrers, von den heidnischen Preußen, die er zu bekehren sich bestrebte, am Ausflusse der Pregel unweit Fischhausen erschlagen. Sieben Lanzenstiche machten seinem theuren Leben ein Ende. Als Prager Bischof wurde Adalbert von einem unruhigen Haufen seiner Landsleute vertrieben; er suchte eine Zufluchtstätte und fand diese zuerst bei den Benedictiner-Mönchen auf dem Berge Cassino, dann aber in Rom in dem Kloster bei St. Bonifaz und Alexius. In Rom gelangte Adalbert zu einem sehr großen Ansehen, zum Theil durch seinen gottseligen Lebenswandel, zum Theil vermög seiner sehr ausgebreiteten, gelehrten Kenntnisse. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte alldort, faßte er den Entschluß, in das gelobte Land zu reisen. In seiner Gesellschaft beschloffen auch noch zwölf andere fromme Männer, aus dem Orden der Benedictiner mitzuziehen. Die gottergebenen Pilger traten, Lobgesänge anstimmend, ihre Reise an und kamen zu Schiffe von Ancona nach Segnia. Hier bedachte sich Adalbert eines andern. Durch göttliche Eingebung im Traume, von allen den Bekehrungsgeschichten, die bereits in Pannonien vorgefallen waren, belehrt, fand er für wichtiger zuvor dem Rufe dahin zu folgen, um die schwankenden, neuen Gemeinden dort, im christlichen Glauben zu stärken und zu befestigen und dann erst das Ziel seiner Reise zu verfolgen. Aus dieser Ab-

sicht fertigte er den obengenannten Mönch Pappas an den magyrischen Großherzog ab, mit der Instruction, ihn zu ersuchen, er möchte ihm sammt seinem kleinen Pilgergesolge, einen freien Durchzug durch das pannonische Land und die Erlaubniß gewähren, daß er bey dieser Gelegenheit, die geringe Anzahl der Neubekehrten in der christlichen Religion, gründlicher unterrichten dürste. Würdevoll entledigte sich Pappas der Weise, seines Auftrages und erzählte dem Großherzoge, von ihm liebreich aufgenommen, viel Herzliches und Schönes von seinem Meister, dem tugendhaften Bischofe Adalbert — auch wie er hie und da schon so manches Wunder vollzogen hätte. Hoch erfreut war Geisa über die erhaltene Bothschaft und schnell erkannte er, von seinem kindlich-frommen Sinne überzeugt, in St. Adalbert denjenigen merkwürdigen Mann Gottes, von dem er schon vor 16 Jahren in seinem Traumgesichte Nachricht erhielt. Er genehmigte sogleich eine jegliche seiner Bitten, gab dem abgeordneten Mönche mehrere Ritter, die den frommen Adalbert nach Gran geleiten sollten mit und ließ ihm vermelden, daß er ihn mit einem unbeschreiblich großen Verlangen an seinem Hoflager und in der Mitte seines treuen Volktes erwarte.

Im Geiste hoch entzückt und wie durch ein unerwartetes Wunder aus dem finstern Gewölke seiner Schwermuth, das ihn umlagerte, in die lichte Region der hellstrahlenden Freudensonne versetzt, begann Geisa unter der größten Anstrengung, keine Kosten scheuend, die pomprvollsten Anstalten in seiner Residenz, zum Empfange des erwarteten heiligen Mannes zu treffen. Stiller

und ruhiger wurde es mit jedem Pulschlage in seiner vorhin so sehr beängstigten Brust, denn er ahnte es, die unbegreifliche Fügung der göttlichen Vorsehung bewundernd, wie leicht es ihm nun seyn werde, trotz der Riesenhindernisse, auf die er mit jedem Schritte stieß, zu gelangen an das Ziel von all den schönen, mit dem Heile seines Volkes innigst verflochtenen Projecten, mit deren Vollstreckung, bei der christlichen Erziehung seines Sohnes *Waiik*, sich seine Sorgfalt oft lange, so daß er sie kaum auszusprechen wagte, beschäftigt hat. Sein fester Vorsatz war, ihn öffentlich und feierlich jetzt im Angesichte aller seiner Magyaren zu *Gran* taufen zu lassen. Um dieser Handlung noch mehr Gewicht und Feierlichkeit zu verleihen, erkohr er zum Taufzeugen den Kaiser *Otto III.* mit dem er in dem freundschaftlichsten Verkehre lebte. *Geisa* fertigte daher in Eile Abgeordnete an ihn ab. Diese fanden den Monarchen in *Regensburg*, bei seinem Vetter, dem tapfern Herzoge von *Baiern*, *Heinrich*. Innige Freude durchdrang den Kaiser bei dem bündigen Vortrage der ungrischen Gesandten und er nahm die Einladung ihres Großherzogs mit dem größten Vergnügen an. Mit ihm nach *Pannonien* aufzubrechen, versprach auch *Heinrich*, der *Baiernherzog*, ebenfalls *Geisa's* treuester Freund.

Im Jahr 995 erschienen *Otto* und *Heinrich* in *Gran* und nun berathschlagte sich *Geisa* mit ihnen in geheimer Rathssitzung darüber, wie *Adalbert* der Gottesfürchtige, auf das ehrenvollste in *Pannonien* empfangen und wie ohne Blutvergießen und ohne Beihilfe gewaltiger Maaßregeln, in der Mitte der Magyaren, aller

heidnischer Kultus erstickt werden könnte. An gutem und trefflichem Rathe fehlte es bei den biedern Fürsten nicht, die gekommen waren, um in aufrichtiger Gesinnung ihres Freundes, Freude vollkommen zu machen. Sie schlugen ihm vor, die Gemüther der Magyaren, auf das später zu erfolgende Ereigniß, durch ein anderes unter dem Schirme der Fröhlichkeit, vorzubereiten und sagten ihm, daß eben jetzt der beste Zeitpunkt wäre, den Prinzen *Waiß* mit der Prinzessin *Gisela* (der Schwester des Baiernherzogs) öffentlich zu verloben. *Geisa* war mit diesem Vorschlag vollkommen zufrieden. Er berief sogleich die Mächtigsten und Vornehmsten des Landes zu sich; sie erschienen und in ihrer Gegenwart wurde, durch kraftvolle Vermittelung der deutschen Fürsten die feierliche Verlobung *Waiß's* mit *Gisela* vollzogen. An diese Handlung knüpfte sich eine lange Reihe von andern Festen an, die auf der Graner Burg unter dem größten Jubel gefeiert wurden. Die Stimme der allgemeinen Freude, schloß die zahlreich Versammelten näher aneinander und weckte in ihnen den Funken des innern gegenseitigen Vertrauens. Kein Feind störte die Frohen in den duffenden Hainen der Unterhaltung. — Die geheime Bedingung des Verlöbnißes, daß *Waiß* die Taufe annehmen und das ganze Land zum Christenthum führen werde, war nur wenigen und zwar nur jenen bekannt, die in die Geheimnisse der christlichen Religion schon eingeweiht waren.

Noch umwehete das Goldgesieder der Gastfreundschaft, das vom Wonnekeld der Freude berauschte zahlreiche Personale in der Graner großherzoglichen Residenz, als eifertigte Herolde mit lautschallender Stimme die na-

he Ankunft St. Adalberts verkündigt hatten. Einhätlig wurde beschloffen, dem frommen Priester entgegen zu gehen und ihn im Triumph in Gran einzuführen. Die Zahl der Wegfertigen, die theils aus Neugierde, theils aber aus wahrer Sehnsucht nach der lautern Quelle des Seelenheils sich zu dieser solennen Bewillkommung anschickten, betrug 6000. Den magyrischen Heerbann führten die berühmten, kurz zuvor eingewanderten deutschen Ritter, die Grafen Wolfger und Hederich von Homburg, Hunt, Pazman, Drozi und Tibold von Lannberg an, die von dem ungrischen Volke, ihrer Kriegstapferkeit wegen, sehr geschätzt wurden. Die Zusammenkunft mit der frommen Pilgerkarvane geschah im Bakonyer Walde. Ihr vorantrat St. Adalbert, den gekreuzigten Erlöser vor sich tragend und hinter ihm Psalmen singend, zogen seine Gefährten. Welch ein erhabener, seltener und eindrucksvoller Anblick für den heidnischgesinnten Theil der Magyaren, die so hartnäckig, noch an den alten Gebräuchen und den Formen des Götzendienstes ihrer Urväter hingen! Unter frommem Gesange, ging der ganze, von Hunderten der edelsten der Ritter gedeckte Zug, bis nach Gran. Hier waren indessen schon alle Anstalten zur feierlichen Taufe Waik's getroffen, die St. Adalbert an ihm vollzogen hat. Die ewig denkwürdige Ceremonie fand vor den Thoren der Burg, unter freiem Himmel statt, wo mehrere Zelte aufgeschlagen waren. Vor demjenigen, das für den Prinzen Waik eingerichtet war, pflanzte Sanct Adalbert das Kreuz auf, und weihte die Stätte sogleich zum Tempel ein. Hierauf wurde Waik von dem

Kaiser Otto und seinem Lehrer, dem Grafen Theodat zum Taufbrunnen geführt. Er ging dahin barfuß und bis auf das Hemd entkleidet. St. Adalbert legte an ihn mehrere Fragen aus der Christenlehre und Waik beantwortete sie mit der größten Fertigkeit; er erklärte sich dann noch weitläufiger und nicht zum geringen Erstaunen der anwesenden Geistlichen, auf das gründlichste über das Wesen der christlichen Religion, um hierdurch zu beweisen, wie sehr er von dem Gewichte ihrer Wahrheiten überzeugt wäre und sagte zuletzt laut das Glaubensbekenntniß der Christen her. Hierauf übergoss ihn St. Adalbert mit dem geweihten heiligen Taufwasser und gab ihm den Namen Stephanus. Nun stimmte der hohe Tausling, in frommer Begeisterung, mit den zwölf Männern, die in Adalberts Geleite sich befanden, den 55 Psalm an; nach beendigtem Gesange, wendete er sich, nach St. Adalberts Aufforderung, gegen Osten und Westen und legte dann sowohl in die Hände des Kaisers als St. Adalberts, den Eid öffentlich ab, daß er nach allen seinen Herrscherkräften trachten werde, das Christenthum sowohl in ganz Pannonien einzuführen, als dasselbe gegen jegliche seiner innern und äußern Feinde, immer und überall zu vertheidigen. Hierauf beschenkte ihn Otto mit einer goldenen Lanze, an der sich Reliquien, von den Kreuznägeln Christi und dem Speere des S. Mauritius befanden und gab ihm die Befugniß, dieselbe nach Kaisersitte zu tragen und mit ihr ausgeschmückt, wenn und wo immer, öffentlich auftreten zu dürfen. Als auch diese Ceremonie beendigt war, hielt St. Adalbert eine kraftvolle Predigt über den 112

Psalm an die versammelte, ungeheure Menschenmenge und pries Gott laut für die Wohlthat und Gnade, die er dem Beherrscher des Magyarenvolkes, durch seine Bekehrung zum Christenthum, verliehen und erwiesen hat.

Waike's oder Stephans Beispiel und sein unbeschriebenes, kindlich-heiteres Benehmen am Taufbrunnen, wirkte mit magischer Kraft auf diejenigen, die der slavischen Götterverehrung ihrer heidnischen Vorfahren, noch ergeben waren. Sie wurden gerührt, die Augen gingen ihnen in Thränen über und empfanden in ihren erschütterten Herzen Regungen, die sie vorhin nicht kannten. Wie von einem electrischen Schläge getroffen, begannen sie nun ihren künftigen Regenten, in seiner Handlung nachzuahmen; sie schworen laut den heidnischen Irrthümern ab und ließen sich taufen. Die Gefährten St. Adalberts hatten jetzt ein großes Tagewerk in dem Weinberge Gottes zu vollenden. Tausende traten, bei dieser Gelegenheit in die Kirche des wahren Gottes und Tausende, die lange vor dem in der bittersten Feindschaft lebten, hatten sich in den seligen Augenblicken vor der Annahme des christlichen Glaubens ausgesöhnt und durch diese Ausöhnung die brüderliche Eintracht versiegelt, die das Evangelium Jesu so laut predigt. Ein merklich milderer Geist, wehete nach dieser folgereichen Bekehrungskatastrophe in den Familien der immer beherzten Magyaren.

An dem Hofe Geisa's verweilte St. Adalbert kaum zwei Wochen. Abgesandte der Böhmen fanden sich bei ihm ein, die ihn wieder zur Annahme seines bischöflichen Postens zu überreden suchten. Der Fromme, durch die Bitten bewogen, ging nach Prag zurück, aber nur

um neue Qualen und Verfolgungen dort zu überleben. Auf seinem Rückweg nach Böhmen, besuchte er in Geisa's und Stephans Gesellschaft den H. Pannonberg, wo er den, von Geisa vor 3 Jahren begonnenen Bau einer Benedictiner-Abtei, auf eben dem Orte, wo einst die St. Martins-Kapelle gestanden haben soll, in Augenschein nahm. Adalbert war mit dem Bau vollkommen zufrieden, legte dem Großherzoge die Beschleunigung desselben dringend an's Herz und ließ auf sein flehentliches Bitten den Mönch Pappas zurück, der theils die Fortsetzung des Klosterbaues leiten, theils den Läufling noch vollständiger in den Grundlehren des Christenthums, unterrichten sollte.

Mit der frommen Prinzessin Gisela war Stephan bereits schon verlobt. Gleich nach seiner Taufe machten sich, der Kaiser Otto und der Herzog Heinrich auf, um ihr sowohl hiervon als von der solennen Bekehrung Stephans Kunde zu geben. Gisela befand sich als vater- und mütterlose Waise in dem Nonnenkloster zu Gandersheim, wo sie unter den Augen ihrer Muhme, der dortigen Abtissin Gerberga (einer Tochter des Kaisers Heinrich I.) erzogen und von der sehr gelehrten Nonne, Hroswitha in den Wissenschaften unterrichtet wurde. Als die beiden Brautwerber, die für ihren jungen Freund Stephan trefflich das Wort zu führen verstanden; in dem Kloster eingetroffen waren, wollte ihrem Berichte Gerberga keinen Glauben beimessen und von einer Vermählung zwischen Gisela und Stephan gar nichts hören. Sie hielt den Neubekehrten für einen heimlichen Heiden und meinte, daß es für

die fromme, deutsche Jungfrau kein größeres Unglück geben könnte, als die Gemahlinn eines solchen Mannes zu werden. Doch vor Otto und Heinrich eines andern belehrt, wich Gerberga die Strenge bald von ihrer voreiligen Meinung zurück. Stephan erhielt durch Eilbothen von dem günstigen Zustande der Dinge in Gandersheim Nachricht und er erschien alldort im Jahr 996, von seinem sehr staatsklugen Hofkaplan Bonipertus und mehreren Großen des Landes begleitet. Doch nicht sogleich durfte er seine Braut in die Arme schlüssen. Gerberga hatte noch einen kleinen Argwohn und nur als sie sich selbst von Stephans christlicher Denkart überzeugt hat, ward es ihm vergönnt sich seiner Braut zu nähern. Aber auch jetzt zeigte man sie ihm, ohne daß sie es wußte, nur aus der Ferne. Stephan auf die Höhen des letzten Studiums der Prüfung und Ausforschung von der orthodoxen Äbtissinn versetzt, sah die keusche und züchtige Jungfrau, wie sie in der Kapelle des Klostersgartens vor einem Christusbilde, dem Sanct Magdalena die Füße wusch, ihr Morgengebeth verrichtete. Entzückt und ganz überströmt von den Fluthen der seligsten Liebe, war Stephan bei diesem bezaubernden Anblick. Die Bethende reizend wie das Urbild der Schönheit, von den Opferdüften ihrer Andacht umwallt, machte einen unbeschreiblich großen Eindruck auf sein Herz; er wurde ihr näher geführt und am folgenden Tage mit ihr ehelich verbunden. An der Hochzeitfeier nahmen nebst vielen Rittern und andern vornehmen Personen, auch Otto und Heinrich und die jüngern, ebenfalls in den Nonnenschleier gekleidete Muhme Gisela's, die Tochter des Kaisers Otto II. Sophie, Theil.

Stephan kehrte nach Ungarn zurück und an sein Gefolge schlossen sich mehrere Mönche und Ritter an, unter welchen vorzüglich die beiden Benzellin aus Baiern und Hermann aus Sachsen, sein ganzes Zutrauen gewannen. Von diesen und seiner zärtlichen Gemahlinn kräftig unterstützt, gelang es ihm schnell und ohne großen Anstoß, die Verbündlichkeiten seines am Taufbrunnen abgelegten Gelübdes zu erfüllen. Sein Vater Geisfa war noch Zeuge von der Bönne, die sein Eheglück ihm so reichlich spendete, im Jahr 997 ging er aber in Frieden zu seinen Vätern heim. Stephan folgte ihm in der Regierung und er war es, der in der Würde eines Königs zuerst die Magyaren beherrschte. Im Jahr 1000 ward er zu Gran sehr feierlich am 15 August mit der Krone gekrönt, die noch vorhanden ist. Von unnennbar hohem Werthe sind die Thaten Stephans und die Verdienste, die er sich um die magyarische Nation errungen hat. Er war ihr größter Wohlthäter und Beglucker; sein Ruhm wird daher ewig grünen und das Andenken an ihn, aus den Herzen ihrer spätesten Enkel nie verschwinden. Erwägt man unpartheiisch, was Stephan in den endlosen Bezirken seines irdischen Berufes, als Gesetzgeber, Regent und Apostel gethan hat, so verdient er mit vollkommenem Rechte, den Beinamen des Heiligen, der ihm 41 Jahre nach seinem Tode von Pabst Gregor VII. verliehen wurde.

Die Prinzessin Sophie in dem Benedictiner Nonnenkloster zu Udmont.

Von den ersprieslichsten Folgen für Ungarns Staatsheil, waren die Verbindungen seines glanzvollen Regentenhauses, vermittelt der Heirathen mit den Familien, der deutschen Fürsten. König Stephan I. hatte von dieser Seite, durch seine Vermählung mit Gisela, der Schwester des deutschen Kaisers, Heinrich II., das erste Beispiel gegeben. Die gewichtvollsten statistischen Endresultate hiervon waren unter andern, seine Erhebung, kraft päpstlicher Dazwischenkunft zur königlichen Würde, seine engere Verbindung mit Rom und dem Occidente überhaupt, sein immer energievolleres Schalten auf dem Throne, mitten in den Stürmen innerer Unruhen, die Realisirung seiner Projecte in Hinsicht der Begründung der christlichen Kirche unter seinen Völkern und des Reiches zweckmäßigere Organisirung; die von ihm, ganz nach dem Modelle abendländischer Staatseinrichtungen, bewirkt worden war. Aber auch für die Fürsten Deutschlands, waren die Verschwägerungen mit den Monarchen der Magyaren von dem erfreulichsten und wichtigsten Erfolge. Jene hatten von den kampfbegierigen Nachbarn keine so heftigen Anfälle mehr zu befürchten, als ihre

Verfahrer, von ihnen in den frühern Zeiten, oft erleiden mußten. Die Politik trat Segen und Heil verbreitend zwischen beide Nationen und erzeugte nach Hymens freundlichen Maximen zwischen ihnen, ein ruhigeres Verhältniß. Daher von gewissen guten politischen Gründen bewogen, schickte auch der König und nachmalige Kaiser der Deutschen, Conrad von Hohenstaufen, im Jahre 1139 seine Gesandten nach Ungarn, an den König Bela II. durch die er bei ihm, für seinen Sohn Heinrich, um die Hand der Prinzessin Sophie anhielt. Bela, das Ziel, wichtiger Staatsvortheile, die er der Verbindung seiner Tochter mit dem deutschen Prinzen, sicherlich zu entquillen ahnte, treu im Auge haltend, nahm die ausgesandten Brautwerber mit sichtbarer Freude auf und willigte ohne Zaudern in ihr Begehren ein, ungeachtet er viele Ursache gehabt hätte, eine abschlägige Antwort zu geben, weil eben jetzt Konrad, dem (1135) aus Przemisl und Halitsch vertriebenen Fürsten Boris, einem der bittersten Feinde Bela's, nicht nur an seinem Hofe eine Zufluchtstätte verliehen, sondern ihm auch die Versicherung seines Beistandes auf den Fall ertheilt hat, wenn er gegen den Magyarenkönig, zu Felde ziehen würde. Aus Staatspolitik aber, schienen beide, Bela und Konrad, das obwaltende, gar nicht in Dunkelheit eingehüllte Hinderniß absichtlich zu ignoriren und daher ging auch dessen ungeachtet die Verlobung zwischen Heinrich und Sophie, sehr solenn vor sich.

Unter den mancherley Ceremonien, die sowohl bei dem Verlobungsacte, als der Trennung Sophiens vom väterlichen Hause, dem Zeitgeiste gemäß, beobachtet

wurden, ist vorzüglich jene von Merkwürdigkeit, unter welcher ihr Bela, den väterlichen Segen ertheilt hat. Sie stellt nicht nur in seinem herrlichen Schmucke das gottergebene Gemüth des Königs, sondern zugleich auch das Gemählde von dem kirchlichen Cultus und den religiösen Ansichten, insbesondere in Bezug auf häusliche Andacht, vor Augen, die in dem damaligen Zeitalter, unter den Ungern, herrschend waren. Einen vorzüglich hohen Grad erstieg jetzt auf Betrieb der frommen Cisterziten, die Verehrung der Gebeine der Heiligen. Dieser vorherrschenden Frömmigkeitidee zu Folge, die jetzt noch allgemein mehr die Hohen und Großen, als die Kleinern und Geringern im Volke besetzte, ließ Bela in der Abschiedsstunde, bei der Übergabe Sophiens an die Vothen des deutschen Königs, alle seine Reliquien herbeibringen, die in besondern, sehr pretiosen Kästchen aufbewahrt wurden. Von diesen umgeben, fiel er auf seine Kniee nieder und bethete lange inbrünstig zu Gott. Mit ihm zum himmlischen Allvater flehete auch Sophie. Nach vollbrachtem Gebethe, nahm er die Gebeine des H. Märtyrers Blasius, und legte sie von den Schauern frommer Entzückung ergriffen, auf das Haupt der vor ihm knieenden Prinzessin. Unter kraßtollen Seufzern und Bitten, empfahl er sie als ein zärtlicher, für das Wohl seines Kindes, äußerst besorgter Vater, der besondern Fürsprache und Gnade dieses Heiligen, ihr unter ernstlicher Miene einprägend, sich demselben ganz anzuvertrauen und ihn in jeder Angelegenheit ihres Lebens, als ihren Schutzpatron anzurufen.

Mit dieser Weihe und geistlichen Morgengabe aus-

geschmückt nahm Sophie gerührt von Vater und Mutter Abschied und zog freudigen Herzens, dem Ziele ihrer Bestimmung entgegen. Weil aber die beiden Verlobten, die Jahre der Mannbarkeit noch nicht erreicht hatten, so wurde von den Eltern beider Seits beschloffen, daß sie in dem Benedictiner Kloster zu Admont an der Enns in Obersteiermark, die Braut bei den dortigen Nonnen und der Bräutigam bei den Mönchen, erzogen werden sollten.

Golden waren die Tage, die Heinrich und Sophie unter den gottgeweihten Brüdern und Schwestern in Admont verlebte hatten. Sie sahen sich täglich ohne Zwang und bei einer jeglichen ihrer Zusammenkünfte, in den schimmernden Grotten der freien Natur, von dem Genius der Tugend bewacht, wuchs der Trieb der Liebe in ihren Herzen, der sie mit magischen Bänden immer fester aneinander knüpfte und ihre Seelen in den harmonischen Einklang, gleicher Gesinnungen und Wünsche verfestete. Von den glänzenden Höhen ihrer Wonne, sahen sie beide mit glühender Sehnsucht dem Jubeltage entgegen, an welchem sie, an heiliger Altaresschwelle, des Priesters Hand unter frommer Einsegnung, auf ewig verbinden werde. Aber ach die keusch und treu Liebenden, ahnten es nicht, wenn sie des Wiedersehens Ruf nach kurzer Trennung entzückte und Herz an Herz in überwältender Liebesgluth pochte, daß sobald das hellstrahlende Morgenroth ihrer süßen Hoffnungen sollte verlöschen und in dunkle Nacht verwandelt werden können. Der alles vernichtende, giftige Pfeil des Todes traf unvermuthet den Geliebten Sophiens. Ein heftiger Schlag war

dieß Ereigniß für ihr gefühlvolles Herz. Ihr angebethter Heinrich ward dem kühlen Schooß der Erde anvertraut und Finsterniß umlagerte in dichten Schatten, das Eden ihrer Weltfreuden, in welchem sie einst so froh an dem zärtlichen Arme ihres verklärten Bräutigams, vom Bilde der Zufriedenheit süß angelächelt, lustwandelte. Ihre Lebenslust, von der Trauer überwältigt, hatte hienieden keinen Gegenstand mehr entdeckt, der sie an diese Welt hätte fesseln mögen. Thränen der Schwermuth füllten unaufhörlich ihre Augen und aus ihres Daseyns Räumen entwich ein jegliches Vergnügen, das den sterblichen Bewohnern dieses Planeten, die Tage des Lebens verschönt. Alles war für sie öde und todt und kein Blümchen begehrte sie mehr auf entblühter Au für den Kranz zu pflücken, der sie in ihrer Brautwürde, einst so schön geschmückt hat. Doch fand sie in dem Labyrinth ihres Wehes, Trost in den heiligen Offenbarungen der Religion, die ihrem fast von Verzweiflung bedrohten Geiste, Muth und Standhaftigkeit verliehen. Daher, um ungestört an dem Busen der Beruhigung schlummern und den Tod ihres, in das Paradies der Seligen, versetzten Bräutigams beweinen zu können, verlangte sie von nun an, von frommer Begierde unwiderstehlich hingerissen, der stillen Geweinde der gottergebenen Jungfrauen in Admont als Nonne und Mitschwester einverleibt zu werden. Ach der Nonnenschleier sollte ihr in dem schwülen Kampfe mit dem Schicksale Kühlung entgegen wehen und der fromme Chorgesang den Kelch hinreichen, aus dem sie hätte Vor- gefühle der Freuden trinken mögen, welche den tugendhaften Erdenpilgern, nur erst nach diesem jammervollen

Leben, jenseits des Grabes, im vollsten Maaße und von keinem Unglücke bedroht, zu genießen vergönnt seyn wird!

Ihrem vorgefaßten und von dem Geiste Gottes erzeugten Entschlusse, blieb die Prinzessin Sophie treu. Sie trat beherzten Schrittes in die Mitte der keuschen Schwestern, trug ihnen ihre Wünsche, in den Orden, als treues Mitglied aufgenommen zu werden, vor und kleidete sich, fern von aller Neue, von Seraphshauben milde angeweht, in den reinlichen Nonnenhabit. Allein mit ihrem Schritte und ihrer Handlung war die Welt nicht zufrieden. Sie mußte von Manchem, manchen bittern Tadel hierüber vernehmen. — Mehrere Jahre waren seit ihrer Entfernung aus Ungarn, verflossen und dort hatte sich indessen, in der königlichen Residenz manches zugetragen. Bela ihr Vater war gestorben und ihr Bruder Geisa II. saß als König auf dem Throne. Ihm wollte durchaus der gottergebenen Schwester That nicht gefallen. Er schrieb ihr daher mehrere Briefe zu, in welchen er sie auf das dringendste, in ihre Heimath zurückzukehren beschwor. Sehr wahrscheinlich hatte er im Plan, sie einem der griechischen Fürsten, die mit ihm verbündet waren, zur Gemahlinn zu geben. — Allein Sophie wollte sich in die Wünsche ihres um ihr Weltheil so sehr besorgten Bruders, nicht fügen. Sie antwortete immer ohne Hehl, daß sie in ihrer Lage, von ihren Klosterschwestern zärtlich geliebt sich recht inniglich glücklich fühle und daß sie in ihrem, von der Welt ganz geschiedenen Herzen, nimmermehr ein Verlangen trage, von fürstlicher Pracht und Hohen umgeben, in den ihr von der Geburt angewiesenen Sirkeln zu glänzen oder

gar als Gattin mit einem Manne verbunden zu werden.

König Geisa überlaß eine jegliche der Erwiederungen Sophiens, auf seine mahnenden Zuschriften mit Unwillen; er gab endlich dem Argwohn Raum, daß sie ihm, von der Nonnengesellschaft vielleicht gewaltsamer Weise zurückgehalten, nothgedrungen so schreiben und dergleichen unbefriedigende Erklärungen, auf seine Aufforderungen, einsenden müßte. Der voreilig aufgefaßte Verdacht, der nicht den geringsten Grund für sich hatte, erzeugte bald in seinem Gemüthe die größte Erbitterung und er beschloß seine Schwester, durch die Gewalt der Waffen, aus der Klosterzelle zu befreien. Zu dem Ende kündigte er dem Benedictiner Abte zu Admont, durch seine Machtbothen in offenem Briefe an, daß im Fall die widerrechtlich von der Klosterfessel zurückgehaltene Prinzessin Sophie, seine Schwester, nicht bald in Freiheit gesetzt und nach Ungarn zurückgeschickt werden sollte, er fest entschlossen wäre, das Kloster mit Kriegsvolk zu überfallen und an demselben harte Rache auszuüben.

Der fromme Admonter Abt erschrak bei dieser unerwarteten Gewalt und Kriegserklärung nicht wenig, denn er besorgte und das nicht ganz ohne Grund, daß Geisa der Entschlossene, wohl sehr geschwinde das in die Wirklichkeit versehen könnte, was er im Sinne führe. Er erwog, wie unschuldig der angedrohte Angriff ihn und seine Klostergenossen treffen und welches Ungemach derselbe über sie, in unübersehbarer Menge, auf das unverdienteste bringen würde: denn bewußt war es ihm und

allen in Admont, wie niemand aus ihrem Mittel die ungarische Königstochter, zum Klosterstand beredet habe und wie gar niemand sie auch mit Gewalt, in ihren Mauern zurückhielte. Von diesen Gedanken bestimmt verfügte er sich sogleich zu der Prinzessin Sophie, um ihr seine Besorgniß zu eröffnen und sie zur Rückkehr in ihr Vaterland zu bewegen. Er äußerte, da er sich vor ihr beklagte, viel zu seiner und seiner Brüder Beruhigung würde sie thun, wenn es ihr ohne Verletzung des Gewissens möglich wäre, den Bitten und Drohungen ihres Bruders nachzugeben und von dem Kloster Abschied zu nehmen. — Sophie zerfloß in Thränen und hörte die Rede des besorgten Priesters mit beklommenem Herzen an. Doch faßte sie sich und sagte dann zur Entkräftung seiner Gründe und Vorstellungen, daß sie keine Drohung und keine Gewalt vermögen könne, von der betretenen Bahn zurückzuziehen, auf der sie von der Ruhe begleitet, dem Himmel und ihrem ewigen Seelenheile entgegen walle. Sie bath ferner: er wolle mit ihr für ihren Bruder bethen, damit Gottes Geist ihn erleuchten würde und gleich ihr, sein Vertrauen auf Gott den Allmächtigen setzen, der mit seiner Hilfe, in der Widerwärtigkeit, seinen Treuen immer sehr nahe ist.

Dieser von der edelsten und schönsten Gesinnung zeugende Bescheid der Prinzessin beruhigte den Abt und da ihn sein Gewissen frei von aller Schuld sprach, erklärte er sich entschlossenen Muthes, in kurz abgefaßter Widerschrift, vor dem Könige der Ungern, daß es ihm wohl immer frei stände, Wehrlose, die Schärfe seiner Waffen fühlen zu lassen, doch möchte er reiflich zuvor

erwägen und bedenken, ob er auch hinlänglichen Grund zu einer solchen Gewaltthat hätte und was er auch dann dadurch gewinnen würde? Er könne vor ihm, zu seiner Entschuldigung, auf das gewissenhafteste behaupten, daß in keiner gewaltsamen Verfügung, weder von seiner noch der Admonter Klosterfrauen Seite, der Grund von der durch seine Schwester getroffenen Wahl verborgen läge, kraft welcher sie, von dem Eifer für Gottseligkeit still begeistert, für das Klosterleben sich bestimmte.

Die offenerzige Gegendeclaration des schuldlosen Abtes, der auch noch eine andere, von der Prinzessin, gewichtvollen Inhaltes, beigeschlossen war, schien die Gluth des in Geisa's Seele aufgestiegenen Zornes zwar zu dämpfen, doch von seinem Vornehmen Admont mit den Waffen in der Hand zu bestürmen, wollte er nicht weichen, weil Sophie schon mehrere seiner Gesandtschaften mit leeren Worten von sich gewiesen hatte. Er gerieth in Verlegenheit und erhobte sich deßhalb bei seinem vertrautesten Freunde, dem ihm nahe verwandten Herzoge Belusch, Raths. Mit seiner Einwilligung wurde festgesetzt, wider Admont, zum Schrecken der dortigen Einwohner zwar in Waffenrüstung auszuführen, auch Miene zur Erstürmung des Klosters zu machen, doch aber am Ende friedlich zu verfahren und auf dem Falle, von aller Gewalt abzustehen, wenn die durch die Waffen nicht erschreckte Prinzessin, durchaus auch keiner gütlichen Perswasion würde Gehör geben wollen.

Ein Mann von vieler Klugheit und hohem Muth, dem Geisa bei der Lenkung der Zügel der Regierung unendlich viel zu verdanken hatte, war der unter den Waf-

fen ergraute Belusch, Ungarns mehriähriger, hochverdienter Palatin. Diesen ernannte Geisa zum Anführer der glänzenden Ritterschaar, welche die Bestimmung erhielt, nach Admont zu eilen und dort die Freilassung der Prinzessin zu bewirken. Es war im Jahr 1150, als das kleine Befreiungscorps sich in Bewegung setzte. Die kühnen Waffenkrieger, die den Kern der ungrischen Ritterschaft und den Inbegriff der ersten Kriegshelden darstellten, erschienen vor den Mauern des Admonter Klosters. Alles gerieth dort bei dem Lärme ihrer Ankunft in die größte Verlegenheit und Verwirrung. Im Namen des Königs forderte Belusch, den Abt auf, der Prinzessin die Freiheit zu ertheilen und sie sogleich seinem Schutze zu übergeben; im Fall er aber dieß nicht thun wollte, erklärte er ferner, so sey er entschlossen Gewalt zu brauchen und die Thore des Klosters sprengen zu lassen.

Erschrockenen Geistes und von dem Jammergeschrei seiner Klosterbrüder erschüttert, eilte der Abt auf die Zelle der andächtigen Prinzessin, die eben jetzt vor dem Kreuze des Erlösers auf ihren Knien lag und zu Gott inbrünstig betete. Mit emporgehobenen Händen bath er sie, sie möchte in den Willen ihres Bruders sich schicken und das Kloster verlassen, indem er ihr, mit all der Kraft seiner Beredtsamkeit, die Übel aufzählte, die aus der Gefahr entspringen können, von der das Kloster aus der Mitte der schlagfertigen Ungern mit jedem Augenblicke bedroht wird. — Sophie hörte die Schauerbothschaft an, lächelte aber dabei, von dem Trost im Geiste aufgeheitert und zufrieden gestellt, der der Unschuld unter

dem gewaltigen Schirm der Gnade Gottes immer zu Theil wird; sie bauete, nebst dem Vertrauen, das sie in die Festigkeit ihres Gemüthes setzte, ganz auf den gewissen Beistand Gottes und entgegnete auf die Worte des klagenden Abtes: „Sehr wehe, ehrwürdiger Vater, thut es meinem Herzen, daß Euch und Eure frommen Brüder in diesen Mauern, meinetwegen Angst und Unruhe verfolgen müssen: aber haltet dieß für eine Schickung, die von oben herab, von dem Herrn aller Herren kommt, und wir werden sie von seinem Gnadengeiste unterstützt, im Triumph überwinden. Dabei bitt' ich Euch aber, Ihr möchtet mir's verzeihen, wenn ich mich rund heraus erkläre, daß ich fest entschlossen bin, nach Eurem Begehren nicht zu verfahren und meinem Stande nie zu entsagen. Wie könnt' ich, o sprecht doch selbst mein Vater, wie könnt' ich meinen Eid brechen, den ich, treu die Pflichten meines irdigen Berufes zu erfüllen, an den heiligen Altarstufen, geschworen habe? Und welche Macht auf Erden, welche Verfolgung würde mich zwingen können, einen Meineid zu begehen? — Ja leben und sterben, will ich in der Mitte der holden Jungfrauen, die in Admont, Gott ihre Lebenstage weihen. So viel allenfalls kann und will ich, frommer Vater, zu Eurer Beruhigung thun, denn mich schmerzt, die Trübsaal, die durch mein Verschulden, Euer graues Haupt so niederbeugt, daß ich mich, den bewaffneten Boten meines königlichen Bruders, den Männern aus Ungarn zeigen und ihnen unverhohlen und ohne Zurückhaltung, meine Gesinnungen eröffnen werde.“

Der geängstigte Abt war mit dieser Erklärung So-

phiens zufrieden und befahl sich und sein Kloster der sichern Obhut Gottes, ihn auf seinen Knien bittend, daß er seiner treuen Diener sich erbarmen und das sie bedrohende Ungewitter, bald von ihnen abwenden möchte. — Die Anstalten zu der solennen Willenseröffnung von Seiten der Prinzessin wurden in Eile getroffen: der Abt ließ die Klosterpforten entriegeln und die muthigen Krieger, von dem Herzoge Belusch angeführt zogen hinein. In von Gold und Silber strohender Rüstung und wie zum blutigsten Kampfe aufgestellt, standen die Edlen da und nahmen den Platz auf der linken Seite des geräumigen Klosterhofes ein. Auf der rechten, ihnen gegenüber befand sich der Abt mit seinem frommen Brüdergesolge. Mannigfaltige Gedanken und die sonderbarsten Wünsche durchkreuzten die Seelen der Männer, die sich hier muthvoll einander in die Augen sahen. Der Priester heilige Schaar, schickte glühende Seufzer zu Gott hinauf, daß er die keusche Jungfrau, mit seinem heiligen Geiste stärken und regieren möchte, damit sie kraftvoll zu ihrem und ihrer aller Heil, das Wort führen könnte; in dem Haufen der edlen Ritter aber, sah jeder der Wonneminute mit brennender Ungeduld entgegen, bald die reizende Königstochter zu schauen, die sie, mit den kostbaren Kleidern und Juwelen, welche sie für dieselbe mitgebracht hatten, ausgeschmückt, in ihre Heimath geleiten sollten.

Feierliche, heilige Stille waltete in dem Raume des ganzen Vorhofes; einige Minuten verstrichen und jetzt knarrte die Klosterthür in ihren Angeln. Sie wurde geöffnet und die Prinzessin Sophie zeigte sich den Blicken der Versammelten. Ihr zu beiden Seiten stand das

ehrwürdige Personale der gesammten Nonnen. Wie furchtlos und unbefangen und mit welcher einem graziöser Anstande, trat die gottgeweihte Jungfrau vor die aufmarschirten Kriegsmänner hin! Die innigste Seelenruhe strahlte aus ihren Augen und ihr ganzes Wesen umfloss ein Lichtstrahl himmlischer Würde, der seinen Ursprung nur in den göttlichen Funken der Religion hat, die die Seele im Tempel Gottes zur paradisischen Wonne entflammen. Mit Betäubung wirkte anfangs ihre Erscheinung auf die anwesenden Krieger; sie standen wie versteinert einige Augenblicke da, bis sie an der Wunderschönheit der Prinzessin, im Anstaunen versunken, sich satt zu schauen vermochten. Zur Vertheidigung ihrer Sache und der Klosterbewohner Unschuld, trat Sophie jetzt einige Schritte weiter, erhob ihre Stimme und hielt an Ungarns tapfere Heldenöhne folgende Anrede: „Edle Männer! mächtig Wunder nimmt es mich, daß mein Bruder, euer Herr und König, keinen Glauben meinen Versicherungen und der Rechtfertigung meiner Standeswahl, schenken mag. Vergeblich ist sein Bemühen und jegliche Gewalt, mich der gottgeweihten Nonnenschaar zu entreißen, der ich mich durch einen hohen Eid auf ewig angeschlossen habe. Nur hier in diesen Mauern, ist das einzige Plätzchen der Welt, auf dem der Balsam für meine Wunde reift, die mir Heinrich's, meines gewesenen Bräutigams, schneller Tod geschlagen hat; nur einzig hier, nicht in den Wirbeln rauschender Hoffeste, bei welchen sich aller Glanz der Erde, so reich entfaltet, find' ich, wenn ich im frommen Gebethe mit Gott mich bespreche, einen bleibenden, tröstenden Ersatz

für den erlittenen großen Verlust. O jede Seele, die ähnliche Leiden, wie die meinigen sind, zu Boden drücken, würde gleich mir, zur Linderung derselben, mit heiliger Sehnsucht die Einsamkeit der Klosterzelle aufsuchen. Nehmet Edle, die reichen Gewänder und Edelsteine zurück, die ihr zu meiner Ausschmückung mitgebracht habt. Ich verachte allen schönsten Land der Erde, weil Gott mein höchster Schatz ist und weil ich sein heiliges Wort, diesen unverstegbaren Born alles Trostes in jeglicher Traurigkeit, besitze. All dieser Schmuck gehört nur für die Kinder der Welt, nicht aber für die des Lichtes. Mein kostbarstes und schönstes Kleid, ist das einfache Nonnenkleid; mich schmückt es auf das Zierlichste und von ihm angethan, verlang' ich an meinem Körper keinen höhern Glanz mehr. Darum könnte der Strahlenschimmer der Edelsteine mich weder herrlicher zieren, noch mehr beglücken. O Tapsere! welch eine unaussprechlich große Bonne für mich ist es, wenn ich an des Klosters stiller Pforte, den stehenden Armen und Bedrängten, durch Rath und werththätigen Beistand, die Perlenthränen, die sie in ihrer Noth weinen, von den blassen Wangen wegwischen darf! Saget dem Könige meinem Bruder, daß ich unter diesen gottseligen Jungfrauen hier ganz ruhig und zufrieden, ja selig wie ein Engel lebe und daß er daher abstehen möchte mich in dem Hafen meiner größten Glückseligkeit ferner zu bestürmen. Ich werde meine Zelle nur mit dem Tode verlassen. Berichtet ihm, daß ich bei der Wahl des Nonnenschleiers ganz frei und nach eigenem Gutdünken gehandelt habe, und daß niemand in Admont meiner Freiheit einige

Schranken angelegt hat. Auch hält mich jetzt niemand hier, wie der König glaubt, weder hier aus den Reihen der Jungfrauen, noch der frommen Männer dort, mit Gewalt zurück. Mein freier und unabänderlicher Wille ist es, bis zum letzten Hauch meines Lebens, das Klostergelübd treu und gewissenhaft zu beobachten und den Schleier zu tragen. Gottes Segen komme reichlich über meinen Bruder. Kehret edle Männer friedlich um, verschont des Klosters Besitzungen und der Herr der ewigen Barmherzigkeit, wird mit Euch seyn.“

Die Prinzessin hielt mit ihrer Rede inne, stimmte dann in den Gesang der Antiphone: „Verschmähet habe ich die Welt und alle ihre Pracht und Herrlichkeit“ ein, und begab sich wie von Engelsfüßigen getragen, im Triumph, von ihren entzückten Schwestern begleitet, in das Kloster zurück. Die übrigen Versammelten begannen nun auch, in hohe Begeisterung und Rührung durch diesen Auftritt versetzt, Gott den weisen Lenker und Regierer der menschlichen Schicksale, in lautem Lobe zu erheben.

Der Herzog Belusch benahm sich mit seinen Waffengeführten, nach dem mit dem Könige festgesetzten Beschlusse ganz ruhig; er schloß, nachdem er der Prinzessin festen Willen vernommen hatte, den weisen Abt in seine Arme und versicherte ihn, daß er von Seiten der Ungern nicht die geringste Beleidigung zu befürchten hätte. Dieser von Gastfreundschaft bestimmt, bewirthete hierauf die tapfern ungrischen Ritter auf das herrlichste. Nach aufgehobenem Mahle nahmen sie dann alle von ihm und seinen Brüdern gerührt Abschied und zogen friedlich nach

Ungarn zurück. Hier war Geisa der König schon höchst neugierig, das Resultat von seiner bewaffneten Aussendung zu erfahren. Der edelmüthige Herzog Belusch gab ihm aber von allem, was sich in Admont zugegetragen hat, die genaueste Kunde und durch ihn eines andern belehrt, entsagte er von nun an, um den Verfügungen des Himmels nicht zuwider zu handeln, jeglichem Gedanken, seine gottgeweihte Schwester, je mehr in ihrer einsamen Klosterzelle, zu beunruhigen und zu kränken.

Graf Ladislaw von Hunyady stirbt eines gewaltsamen Todes.

Wunderbar verketteten müssen sich oft im blühenden Lebensthal, die Umstände zu des Menschen Unglück und bis der Stern sich verfinstert, der ihn lange im Schooße des Friedens, von den Höhen der Zufriedenheit angelächelt hat. Oft wandelt er als Liebling des Glückes sichern Trittes die ihm vorgezeichnete Blumenbahn, und kaum er es noch ahnt, versinkt er schon, am goldumkränzten Ziele seiner heißesten Wünsche in den schauerlichen Tiefen seines ihm von Feindeswuth zubereiteten Verderbens. In zärtlichster Liebe gibt er sich oft seinen Brüdern hin, traut ihnen Alles, was in seiner Brust verborgen liegt und was er auf Erden für das höchste Kleinod

Hält an, befreiet oft mit großmüthiger Aufopferung seiner eigenen Vortheile die Verfolgten aus dem Labyrinth ihrer Noth . . . und welchen Lohn, welchen Gewinn trägt er oft davon? — Sehr kontrastirend sind die Handlungen und Gefühle der Menschen und höchst wunderbar die Schicksale, die in das menschliche Leben einverwebt sind. Alles wagt mancher, das eigene Blut nicht schonend, für seines Freundes Heil im Vertrauen auf seine Seelengüte, so lange bis dieser ihm selbst zum Lohn für seinen Dienst, den Mordstahl in die Brust drückt und der Vernichtung in die Arme schleudert. Erst jetzt, aber wenn es schon zu spät und keine Rettung mehr möglich ist, wird der Getäuschte es gewahr, wie unflug und unvorsichtig er gehandelt hat, da er dem betäubenden Süßtone der Heimtücke und Falschheit, trauen konnte.

Stark dieses Lebens Bitterkeiten und des Menschen sinnes Wandelbarkeit, in der Gleisnerei Fallstricken, erfahren hat der tapfere Graf Ladislaw von Hunyady, des großen Kriegshelden, Johann von Hunyady, ältester Sohn. Das Heer seiner Verfolger war sehr groß und er selbst ging gesichert von dem Schilde seiner Unschuld, in die ihm von ihnen gestellte Falle. Allein wunderbar mußte sich, bis er von dem Todespfeile erreicht wurde, alles in den Zirkeln seiner Lebensthätigkeit gestalten.

Hunyady verweilte in Ofen an dem königlichen Hoflager und während seiner Abwesenheit, vertrat mit des Königs Willen in Belgrad seine Befehlshaberstelle, sein mütterlicher Oheim, Michael Szilágyi von Soroghözeg, ein sehr wackerer, kriegserfahrener Mann.

Diesem gab bei der Behauptung des ihm anvertrauten Postens, unendlich viel der 91 jährige Despot von Serwien, Georg Brankowics, der Hunyader alter, unverföhnlichster Feind, zu schaffen. Er wollte Belgrad nebst den übrigen Gränzfestungen seiner Herrschaft unterwerfen. Szilágyi, um sich zu vertheidigen, zog wider ihn (im Jänner 1457) zum wiederholtenmahl zu Felde und war so glücklich den Verwegenen bei Kupaunik an der Save total auf das Haupt zu schlagen. Brankowics erhielt im Gefechte an der rechten Hand eine Wunde — ein Säbelhieb von Szilágyi riß ihm von derselben zwei Finger weg — und diese, da sie in ihm einen großen Blutverlust verursachte, war sein Tod.

Die Nachricht von des Despoten Falle, der die Lage seines langen Lebens oft mit des Meineides Mackel, zu Ungarns öfterem Nachtheile, besleckt hatte, kam nach Ofen und die Schuld davon wurde auf den Grafen Ladislaw Hunyady geworfen. In der Kunde seiner Feinde, die mit dem größten Scharfblicke lange bemüht waren, eine Handlung zu erspähen, die sie dem Wackeren als Verbrechen, zur Last legen und zur Rechtfertigung ihrer sträflichen Bewegungen gegen ihn hätten anführen können, hieß es allgemein: Hunyady habe seinem Oheime, aus tückischen Absichten den Befehl ertheilt, wider den ruhigen Fürsten auszuziehen. — Brankowics war ein Mitglied von denjenigen, die der Hunyader Glück zu untergraben sich bestreben und leicht erklärbar ist es daher, wie die Unruhigen ihn, als den Mitgenossen ihrer Frevel, auf Kosten der Unschuld zu vertheidigen wagten. Der Palatin Gara, das vorge-

schützte Verbrechen Hunyady's rügend, ertheilte in voller Versammlung der Verschwornen: so können auch wir einst, einer nach dem andern fallen, wie beide, Schwiegervater und Eidam, Brankowics und Ulrich Graf von Cilly, von der Hand und auf Betrieb Hunyady's gefallen sind, wenn wir nicht in Zeiten, seiner Macht Schranken setzen.

Hunyady gerieth ohne daß er es wußte und glaubte, in die mißlichste Lage. Wider ihn und seinen Bruder Mathias, hatten sich folgende verschworen: Ladislaw von Gara, Niklas von Ujlak, Jobst von Begles, Paul von Bánfy, Conrad Holzler, Henning Esernin, Ladislaw von Buczla, Benedict von Eurocz, Wolfgang Pukendar und Johann Giskra, alle Männer von großer Gewalt und Kühnheit. Des gefährlichen Bundes geheime Machinationen leitete der Palatin Gara, als dessen Oberhaupt.

Die Gefahr, die aus der Verschwornen Mitte, die beiden Brüder bedrohte, übersah ganz in ihrer schauderhaften Größe, ihr vertrautester Freund Michael Ország von Guth. Vom Bangigkeitgeföhle getragen, eilte dieser zu den Verfolgten hin und stellte ihnen unter gräßlicher Schilderung das Unglück vor, das ihnen in den finstern Hohlwegen der Hinterlist, zu ihrer Vernichtung auflauere. Er bath sie auf ihrer Huth zu seyn und sich in den Armen der scheinbaren Sicherheit nicht einschläfern zu lassen. Das einzige Mittel, das sie noch retten könnte, sprach er ferner rathend, schnelle Entfernung vom Hofe; sie sollten daher vorgehen, Belgrad stände

in Gefahr von den Osmanen erobert zu werden und sie müßten deshalb Ofen verlassen, um die Anstalten zu dessen Vertheidigung zu treffen. Allein die Gewarnten, wollten den Sagen und Berichten von dem Argen, das seinen vernichtenden Pfeil wider sie gerichtet hätte, gar nicht glauben und insbesondere vermochte sich Ladislaw nicht zu erklären, wie das nur möglich wäre, daß der Palatin Gara, der ihn mit so vieler Güte behandelt und dessen Tochter seine Braut sey, sein Hauptfeind seyn könnte. Doch während der biedere Drßágh noch gewarnt hat, fanden sich mit dem treuen Großwardeiner Bischofe Johann von Vitéz noch mehrere andere Freunde der Grafen ein, die ihnen zu ihrer Vorsicht das nämliche gesagt und noch weit schrecklichere Entdeckungen mitgetheilt haben, aus welchen bei ihrem längern Verweilen in der Residenz, ihr unvermeidlicher Untergang, auf das deutlichste hervorleuchtete. Graf Ladislaw fing endlich an etwas besorgt zu werden und zu seiner und seiner Vertrauten Sicherheit, geboth er, daß 600 geharnischte Reiter mit einigen Haufen bewaffneter Fußvölker, sich in Marsch gegen Ofen setzen sollten. Die Krieger erschienen und sie wurden in den, der Stadt zunächst gelegenen Dörfern einquartirt. Hunyady hatte die Absicht, von ihnen umringt und gedeckt, heimlicher Weise, aus dem Labyrinth seiner Gefahren zu entweichen.

Allein des Unglücks Genius hatte es anders beschloffen und den Vorsichtigen mit der Unvorsichtigkeit Gift betäubt. Er ging zu dem Palatin, seinem künftigen Schwiegervater hin und entdeckte ihm treuherzig und fei-

nie Verrätherei fürchtend, ihn vielmehr noch um Beistand
 ansehend, Alles, was in seinem Vorhaben lag. „Be-
 wahre der Himmel, entgegnete voll gehäuchelten besorgten
 Biedersinnes Gara der Schlaue, daß ihr edler Graf,
 diesen Schritt der heimlichen Entweichung vom königlichen
 Hoflager wagen solltet; derselbe würde auf euch die Schuld
 des größten Verbrechens wälzen und vollkommen das Ge-
 rücht von Untreue gegen den König bestätigen, das von
 euch eure Feinde, hie und da boshaft ausgestreuet haben.
 Solltet ihr euch auf eure Besitzungen zurückziehen wol-
 len; so müßtet ihr euch dazu, die Erlaubniß zuvor von
 dem Monarchen erbitten; aber mein aufrichtiger Rath ist,
 ihr bleibet hier. Wie sehr euch der König Ladislaw
 gewogen ist und mit welcher Achtung ihr am Hofe immer
 aufgenommen werdet, ist euch bekannt; darum fahret mu-
 thig fort, euch dort in einem immer größern Glanz und
 Pomp zu zeigen, dort, wo euch, was gar wenigen zu
 Theil wird, als in der Sphäre eures glänzendsten Glü-
 ckes, so viele Gunst und Ehre, erwiesen wird. Zu Ge-
 bothe steht euch eine große Anzahl Waffenträger; veran-
 staltet in ihrer Mitte glanzvolle Ritterspiele und ladet da-
 zu den König ein, um ihn euch noch mehr geneigter zu
 machen, denn ihr wisset, wie sehr er für Unterhaltungen
 solcher Art eingenommen ist. Mit dergleichen Handlun-
 gen werdet ihr, als des Regenten Liebling, euren Ver-
 folgern mächtig imponiren können und sie selbst werden
 euch fürchten müssen, wenn sie die prunkvolle Waffenpo-
 tenz bei den Kampfspiele, erblicken werden, die euch so
 mächtig erhebt.“

Hunyady durch diese Maxime der List und Schmei-

chelei nicht nur sicher; sondern gewissermassen auch stolz gemacht, gab seinen Plan auf; er blieb in Ofen zurück und geworfen war der Würfel, der allen denjenigen die Hieroglyphe von seinem Todesurtheile anzeigte, die das Gewebe kannten, mit welchem ihn seiner Feinde Grimm lange Zeit her umspinnen hatte. Das wider seine Macht gerichtete Werk der Bosheit eilte von dem Augenblicke an, als er dem Palatin sich anvertraut hatte, seiner Reise und den Ausbrüchen seiner Wuthstürme mit Blitzesschnelle entgegen. Gara der gewissenlose, benahm sich dabei am thätigsten. Kaum war Hunyady von ihm geschieden, so verfügte er sich zu dem Könige und erklärte, vieles andere Falsche auch noch bestätigend, was ihm des Blutbundes Glieder schon früher hinterbracht hatten, daß von Seiten der übermüthigen Hunyader wirklich alles Schlimme und die blutigsten Meutereiaustritte, zu befürchten wären. Er sagte, mit dreister Stirne, unbezweifelt wahr müßte alles seyn, was das allgemeine Gerücht in der Stadt und am Hofe, sowohl von ihrer geheimen Entflichung, als ihren Unternehmungen, gegen den Thron und des Königs Heil, verbreitet. Aus sicherer Quelle wußte er, daß sie die ganze Gegend um Ofen herum schon mit Kriegsvolk überschwemmt hätten und auf was anderes würde bei allen diesen Anstalten abgesehen seyn, als auf Empörung und Königsmord? Die Waffenträger seyen aus keiner andern Absicht da, als einzig zu ihrer Sicherheit und Unterstützung, wenn sie mit lärmendem Schritte die Realisirung ihrer hochverrätherischen Pläne beginnen werden. In eben der Stunde, was das auffallendste und unbegreiflichste in der Verwegenen In-

tention wäre, habe er vernommen, daß von ihnen auf den nächsten Sonntag Oculi ein Turnier festgesetzt worden sey. Was doch, fuhr er nach einer Pause, mit der ernsthaftesten Miene fort, hinter diesem Turniere, mitten in heiliger Fastenzeit, wo dergleichen geräuschvolle Unterhaltungen nicht statt finden, für eine List verborgen seyn möchte? Er sah dem aufmerksam zuhorchenden Könige bedeutungsvoll in's Angesicht und sagte dann: ich stehe mit meiner ganzen Ehre dafür, wenn dasselbe nicht das Signal zum Ausbruch ihrer Empörung seyn wird. — Kaum hatte Gara, zum nicht geringen Erstaunen und Entsetzen des Königs, das Maaß seiner schrecklichen Verläumdungen voll gemacht, als Herolde die Ankunft mehrerer Männer meldeten, die sich verlauten ließen, daß sie bereit wären, jegliche Gerüchte über der Hunyader meuterische und staatsverbrecherische Projecte, mit einem Eide zu bekräftigen. Auch dieß geschah alles mit Gara's Bewußtseyn und auf sein Veranstellen. Die Höflinge in alles einverstanden, nahmen bei diesem Berichte, in Miene und Gebärden das ängstlichste Wesen an, als hätte in dem Augenblicke schon die ganze Burg mit ihnen versinken sollen. Die von den Feinden der Hungader mächtig bestochenen Zeugen, wurden vorgelassen. Auf ihr Befragen, versicherten einige, unter eidlicher Aussage, daß bei dem bestimmten Turniere allerdings dem Könige die größte Mißhandlung widerfahren sollte; andere hinterbrachten, wie und auf welche Art man ihn ergreifen werde, sogar die Stunde gaben sie an, in welcher der Angriff geschehen wird und noch andere nannten sogar den Namen desjenigen Ritters, der den König gefau-

gen nehmen wird und zeigte den Ort an, wo er eingeferkert und dann ermordet werden sollte.

Es war ein Wunder, daß der so geängstigte König, bei dergleichen Aussagen und Berichten, die seine intimsten Ráthe, denen er sein ganzes Zutrauen schenkte, mit dem Stempel der Wahrheit bezeichneten, nicht auf der Stelle die strengsten Befehle, zur Verhaftung der beiden Vistriczer Grafen, gegeben hat. Doch erreichten die Feinde bei ihm vollkommen ihre Absichten. Durch sie bewogen, geböth er von nun an die Schritte der Hunyader scharf zu beobachten und dekretirte dann, daß sie, wie sie das nächstemahl am Hofe erscheinen würden, gefänglich genommen werden sollten.

Die reichen Grafen von Hunyady wollten sich bei dem verkündigten Turniere — ach dem unseligen Kampfspiele das den Bürgengel aus seinen wüsten Gefilden über sie herbeigeführt hat, — in ihrer ganzen Pracht und Größe zeigen und daher ließen sie es an dem Kostenaufwande nicht fehlen, um dasselbe zu Ehren des Königs, in seiner Art recht glänzend zu machen. Mit Sehnsucht und den Eindruck, den das Turnier mit der Mannigfaltigkeit seiner Belustigungen auf Alle machen wird, freudig berechnend, sahen sie dem Tage entgegen, auf welchen es angefetzt war: aber ach der entzückten Brüder einer, Ladislaw durfte ihn nicht mehr erleben! Am vierten Tage zuvor, am Mittwoch nach Remiscere (16 März 1457) begaben sich in der Frühe beide Grafen, in die Residenz, aus dem Grunde, um den König förmlich zu dem Turniere, auf den nächsten Sonntag einzuladen. Sie ahnten nicht das Mindeste von dem,

was ihnen in dieser verhängnißvollen Stunde Gefahrvolles bevorstand. Freundlich wie gewöhnlich, nie etwas Böses im Sinne führend, brachten sie in des Königs Gegenwart ihre Worte vor: aber kaum durften sie diese beendigen, so lagen sie schon gefesselter in der Feinde Gewalt. Sie wurden ergriffen und in den Kerker geworfen. Das Loos der Einkerkering mit ihnen, theilten alle ihre Freunde, die in Osen sich aufhielten und diese waren folgende: Johann von Bitez, Bischof von Großwardein, Paul von Horváth, Caspar von Bodo, Paul von Fradnabar, Georg Modrar von Madarasz, Ladislaw von Kanisa und Sebastian von Rozgon. Sie würden alle in derselben Stunde, auf das verabredete Zeichen, ohne Geräusch eingezogen und jeder einzeln in der Burg eingesperrt.

Das Daseyn der Bistriczer Grafen, war in der Feinde Augen der größte Dorn. Sie sollten, durch der Verdammung Schlag zum Tode, als die ersten Opfer ihrer Rachsucht fallen, ehe noch die Schaaren ihrer Anhänger von ihrer Betäubung erhoblen und zu ihrer Befreiung sich anschicken würden. Und so geschah es auch. Ladislaw's Blut, so schrie man allgemein, soll zuerst die Mahnen, des von ihm ermordeten Cilley's versöhnen. Der unglückliche Sohn, des verklärten Erzheroen, auf dem kein Verbrechen lastete, rang mit seinem Schicksale im Gefängniß und über ihn ward wirklich das Todesurtheil ausgesprochen und noch an demselben Tage an ihm vollzogen. Es wurde ihm nicht einmahl so viel Zeit vergönnt, daß er seine Unschuld vor dem Tribunale der Gerechtigkeit hätte vertheidigen mögen. Im Rathe der

Verurtheilung, saß Gara dem Könige zunächst und von ihm unterrichtet, unterzeichnete dieser, daß Hunyady durch das Schwert sterben sollte.

Der untergehenden Frühlingssonne letzter Strahl ruhte noch auf den Zinnen der königlichen Burg, als Hunyady der Verurtheilte, aus dem Kerker zur Richtstätte auf den Sanct Georgs Platz geführt wurde und hinabgesunken in's stille Meer, um von den Greueln bei Entweihung der Unschuld nicht Zeuginn zu seyn, war sie schon, als den Blutstrom des Edlen die Erde auffing. O wie listig wählten die Grausamen diesen Zeitpunkt des Tages, unfehlbar nur aus dem Grunde, um durch die Schatten der bald hereinbrechenden Nacht die Zuckungen der Angst und der Gewissensunruhe, auf ihren Gesichtern decken und vor der Welt verbergen zu können. Sicher zitterten sie stärker als Hunyady der hochherzige Jüngling, der seinem Tode mit vielem Muth, den die Festigkeit seines Drittes und sein ruhiger Blick verriethen, entgegen ging. In das Prachtgewand von Purpur, das er von dem Könige, bei Gelegenheit seiner Ausöhnung mit ihm, zum Geschenk erhielt, gekleidet und mit den Händen als dem ärgsten Verbrecher, auf den Rücken gebunden, machte er seinen letzten Gang hienieden. Sein langes Haar war ausgelöst und schlang in schönen Locken sich um seine Schultern. Auf dem Richtplatze war eine ungeheure Menge Menschen versammelt, in der aber die größte Stille herrschte, die zuweilen nur der leise Ausbruch des Unwillens und das wehmüthige Schluchzen edler Seelen unterbrach, die bei dem Anblicke des schön gebildeten Jünglings, der schon so viele

Verdienste als Kriegsheld sich um sein Vaterland gesammelt hatte, sehr gerührt wurden. Unererschrockenen Blickes sah sich Hunyady, angelangt auf dem Orte, wo der Burgvogt dem Scharfrichter ihn übergab und wo ihn der Todesstreich treffen sollte, um, und jetzt bemerkte er am Fenster des Pallastes, den Kaiser Sigmund einst bewohnt hat, den König Ladislaw. Laut erhob er seine Stimme zu ihm hinauf und sprach: „Gott der Gerechte im Himmel, vor dessen Richterstuhl ich bald erscheinen werde, weiß es, welche redliche Gesinnungen mein Herz immer und in den Frühstunden des heutigen Tages noch belebt haben und wie ich zu jederzeit bereit gewesen war, mein Leben für des Königs und des Vaterlandes Heil, hinzuopfern. Eben so rein ist mein Gewissen und kein Vorwurf von begangener That, drückt es nieder, deren man mich beschuldigt und die ich jetzt billig und verdienster Weise, als Missethäter, büßen würde. Aber Gott der Allweise, der die Tage aller Menschen gezählt und jeglichem die Zahl seiner Leiden vorher bestimmt hat, möge meinen Verfolgern eben so vergeben, wie ich ihnen, in dem letzten Augenblicke meines Lebens, aufrichtig vergebe.“

Mehr vielleicht würde Hunyady der Unglückliche zu seiner Rechtfertigung gesprochen haben, aber der, am ganzen Körper bebende Scharfrichter mahnte ihn, daß keine Zeit zu verlieren wäre; er geboth ihm, damit er den Todeshieb ihm leichter versehen könnte, niederzusenken auf seine Kniee. Hunyady that dieß mit kalter Fassung und der Strafherold rief: „Auf solche Weise gezüchtigt wird jeder Hochverräther, Empörer und Feind

des Königs.“ Schnell hierauf erhob der Scharfrichter das Schwert und führte den tödtlichen Schlag: aber dreimahl hieb er in den Nacken des Verurtheilten, ohne den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Der bezaubernde Jugendreiz des hohen Schlachtopfers, schien ihn mächtig gerührt und die Kraft seines Armes gelähmt zu haben. Häufig strömte das Blut aus den Wunden, aber Hunyady erhob sich nach dem Fehlschlagen des dritten Schwerthiebes, schritt mit voller Gegenwart des Geistes auf den nahen Pallast zu und rief: „Erstaunet König, bei dem Wunder, das mich in meiner Unschuld vor aller Augen rechtfertigt. Seht, wie die Armesschwäche des Henkers, Euren Herold, zum offenbaren Lügner stempelt! Des Landes alte Sitte, spricht jeden Verbrecher, und wenn die Zahl seiner Vergehungen noch so groß ist, von aller Schuld und fernern Strafe frei, wenn es ihm gelang, ohne dahin zu sinken, den dritten Schwerthieb auszuhalten. Wo ist der Richter, der kühn und grausam genug wäre, zu gebiethen, daß mir, dessen Schuldlosigkeit so klar am Tage liegt, der vierte versezt werden sollte?“

Erschrocken hörte der von den Verschwornen umringte König die Worte des Grafen an und sie wirkten mächtig auf ihn, sein Innerstes erschütternd. Kein Laut entfuhr seinem Munde. Das Stillschweigen des gerührten Monarchen hielt Hunyady für ein Zeichen des Mitleids und der Reue, die ihn bei der Enthüllung seiner Unschuld ergriffen hätte und er wollte hineinilen um ihm dafür seinen Dank herzustammeln: aber sein langes Kleid kam ihm zwischen die Beine, es hemmte seine Schritte

und er stürzte zur Erde nieder. In großer Verlegenheit besand sich bei diesem Vorfalle der Scharfrichter, der nicht wußte, was er thun sollte; er trocknete das vom Blute triefende Schwert ab und wollte es in die Scheide stecken: aber durch allerhand Zeichen und Winke vom Pallaste herab, die ihm seinen Tod ankündigten, wenn er seine Pflicht nicht thäte, furchtbar bedroht, führte er noch einen Streich und nimmermehr athmete der Bequälte. Er sank, wie eine von frevelhafter Hand abgebrochene Blüthenknospe, in seinem 25 Lebensjahre dahin. Seine entseelte Leiche wurde in ein schwarzes Tuch eingewickelt und die nächste Nacht über in der S. Magdalena-Kirche aufbewahrt; am folgenden Tage aber erhielt sie auf dem Adlerberge, in der Fronleichnamskapelle, dort einen Platz der Grabesruhe, wo man nur Staatsverbrecher, nebst Vater- und Muttermördern zu begraben pflegte.

Verschwunden war Hunyady in dem Abgrunde der Vernichtung, in den seine Feinde ihn gestürzt hatten: aber mit nichten war dadurch der glühende Heißhunger ihrer Rachsucht noch zur Genüge gestillt; sie spürten wüthend, in den Hainen der Unschuld, den blutigen Opfern nach, die derselbe zu seiner Sättigung noch verlangte und vollzogen in ihrem tobenden Jubel über den errungenen Triumph, die empörendsten Handlungen. So erhielt auf ihren Betrieb bald darnach (am 21 März) jene sonderbare Urkunde ihr Daseyn, in welcher die schrecklichsten Schmähungen über den Vater des Hingerichteten, den verklärten Kriegshelden Johann von Hunyady ausgesprochen wurden. Die meisten seiner patriotischen Thats

ten, die die schönsten Züge in dem Bilde ausmachen, daß ihn der Nachwelt als den Retter Ungarns und der Christenheit darstellt, erklärte man in derselben für Criminalvergehungen. Von der zu Temesvár stattgefundenen, feierlichen Ausöhnung des Königs mit den Bis-
 triczer Grafen hieß es, daß sie nur ein Product der Gewalt gewesen war, die ihm dort angethan wurde und von den beiden Ladislaw und Mathias Hungady behauptete man mit auffallender Dreistigkeit, daß sie mit den Gedanken umgingen an dem Könige einen Mord zu verüben. Sich nannten die Urheber und Verfasser der Urkunde, Männer von der edelsten Treue.

Nachdem nun alles vollendet und gethan worden war, was der Ingrim der höchsten Verfolgungssucht zu bewerkstelligen vermochte, so stürmten jetzt mit verheerender Gewalt die unzähligen Übel auf Ungarn los, welche die Ermordung Hunyady's zur Folge hatte. Jegliche die mit in die Faction wider die Hunnyader einverflochten waren, wurden im Lande allgemein, als ehr- und gewissenlose Männer verabscheuet. Das Schauerliche dieser allgemeinen Verabscheuung offenbarte sich zuerst, als auf den 10 April ein Landtag ausgeschrieben worden war, der auf dem Rákoscher Felde gehalten werden sollte; nicht ein einziger aus der Zahl der Prälaten fand sich bei demselben ein. Sie alle waren über die Einkerkelung des Großwardeiner Bischofs Johann von Vitéz, der auf der Graner Burg gefangen saß, wo der dortige Erzbischof gerichtlich über ihn verfügen sollte, auf das höchste erbittert, indem sie alle sich, durch die ihm angethane Schmach, als seine Brüder hoch beleidigt

fühlten. Die Erbitterung in der Mitte der Magnaten, über das widerrechtliche und gesetzwidrige Verfahren, gegen den enthaupteten Grafen und dessen Freunde, stieg auch von Tag zu Tag höher. Auf die merkwürdige Andranische goldene Bulle gestützt und durch den Inhalt derselben ermuthigt, versammelten sie sich Alle unter ein Banner und errichteten unter dem Präsidium des ruhmbehrzten Michael Szilágyi, den sogenannten Bund der Patrioten.

Schrecklich und von unzähligen Plagen begleitet, waren die Verwüstungen, die aus dem Patriotenbunde sich mit Stromesschnelle ergoßen. Um diese noch schauderhafter zu machen und die Sterblichen daran zu erinnern, wie strafbar es sey, das Recht und die Unschuld mit Füßen zu treten, schien auch die Natur sich empört und zur Rache der verübten Frevel, aufgemacht zu haben. Es war am 16 Juni, als Nachts, mit einem Donnergerölse, der fürchterlichste Orkan, seinen Flügel über die Einwohner von Ofen erhob. Der Wind war so heftig, daß er in der Stadt die massivesten Gebäude aus ihren Fundamenten rückte und viele der minderfestern über den Haufen warf. Als der Sturm, der wüthend durch die Gassen heulte, die größte Höhe erstiegen hatte, fiel ein Plafregen, aus dem, durch das Säusen des Windes zusammengetriebenen schwarzen Gewölke, mit solcher Hestigkeit herab, daß man glaubte der Zorn der Elemente werde Alles verschlingen. Die Frommen, welche Zeugen von dieser furchtbaren Naturscene waren, hielten sie für eine offenbare Strafe Gottes und für einen Wink von ihm, der die Bösen an ihre Besserung und an die

Rückkehr zur Tugend, mahnen sollte. Der nächtliche Sturm war vorüber und mit dem Goldstrahle der emporgestiegenen Morgen Sonne, kehrten wieder Ruhe und Freude, in die Familienkreise der Ofner zurück: aber in der königlichen Residenz erklimm der Schrecken den höchsten Gipfel, denn entronnen waren während des Ungewitters, aus dem Burggefängnisse, alle bis auf den Georg Modrar, die dort als der Hunyader Freunde, die Kette der Einkerkelung gefesselt hielt. Die Nachricht von ihrer Entweichung versetzte die Räte des Königs in große Verlegenheit. Unter den Entflohenen waren die Grafen Kanisa und Rozgon die stärksten und beherztesten, die mit den angesehensten und reichsten Familien, in weit ausgebreiteter Verwandtschaft standen und von diesen befürchtete man das Meiste. Sie schlossen sich mit ihren Vandalen unerschütterlich an den Bund der Patrioten an. Mit allen diesen zur Rache ausgerüsteten Männern ganz einverstanden war auch die durch den Tod ihres Sohnes tief betrübt Gräfinn Elisa von Hunyady. Was nur in ihren Kräften stand, legte sie darauf an, um sowohl im Lande, als in Böhmen, Polen und Siebenbürgen, Soldner anzuwerben, die sie auf das schnellste dem patriotischen Kriegsheere, zu dessen Verstärkung, zusandte.

König Ladislaw verweilte noch immer, während diese Schauer auftritte im Reiche sich ereigneten, auf der Ofner Burg: doch begab er sich dann, um den Gefahren des Bürgerkrieges weise auszuweichen, nach Wien. Auf seinem Wege dahin über Graß, besuchte er den Bischof Johann von Witeß und schenkte ihm, unter

äußerst merkwürdigen Worten, die er bei der Lösung seiner Fesseln gesprochen hat, die Freiheit. Mit ihm nach Wien zogen als Staatsgefangene die beiden, Graf Mathias von Hunyady und Georg Modrar; der erstere frei, der andere aber mit schweren Fesseln beladen.

Während Ladislaw in Wien, wo er schon am 27 Juni eingetroffen war, bei dem Kaiser Friedrich (mit dem er aber bald, der Cilleyschen Güter wegen, die diesem nach den Beschlüssen des Gräbertages zufielen, in Fehdschaft gerathen war) Rath und Hülfe suchte, wuchs der Patriotenbund zu einer ungeheuern Stärke an und verübte im Lande manche Greuel. Nichts vermochte den reißenden Strom seiner Verheerungen zu hemmen. Umsonst gegen ihn setzten sich die beiden Feldherren, Giskra v. Brandeis und Niklas v. Ujlaß. Immer höher stiegen die Übel, die Ungarn jetzt drückten. Die verwittwete Gräfinn Elisa v. Hunyady war im Gram über die Gefangennehmung ihres jüngern Sohnes, schon mehrmahlen daran, alle ihre Burgen, Städte und Dörfer, dem Sultane der Osmaniden, zu übergeben. Den höchsten Gipfel aber erklomm die Gefahr, in der das ganze Reich sich befand, als urplötzlich König Ladislaw, in Prag (am 23 November) mit Tode abgegangen war. Mehrere Jahre verstrichen, bis die der Reichswohlfahrt jetzt geschlagene Wunde geheilt werden und die verdrängte innere Ruhe in ihr Geleis zurückkehren konnte.

Die Königin Helena auf dem Urader Landtage.

Grimmiger Natur waren die Krankheitsübel, die dem Könige Stephan II. einige Jahre vor dem Zeitpuncte seiner gänzlichen Auflösung, die Tage des Lebens sehr verbittert hatten. Der Grund davon lag größtentheils in dem mächtigen Kraftverluste, (einer Folge früherer Ausschweifungen) der über seinen ganzen Körper eine außerordentlich große Schwäche verbreitete.

Zu den körperlichen Qualen aber, mit welchen König Stephan auf dem Siechbette zu kämpfen hatte, gesellten sich bald auch fürchterliche Seelenleiden, die sein gefühlvolles Herz, mit der Schwermuth hartem Wehe bezogen. Große Unruhe unter andern machte ihm der Gedanke an die Grausamkeit, die einst sein Vater Colomann, an seinem Vetter dem Herzoge Almus und dessen unschuldigen Sohne, begangen hat. Reißender und quälender für sein zartes Gewissen wurde mit jedem Athemzuge seines Lebens, diese Rückerinnerung, die wie das häßlichste Schreckensphantom vor seinen Augen schwebte, wenn er an dieselbe die schauerhafte Erwägung von den Verfolgungen knüpfte, mit welchen er selbst den un-

glücklichen Almus oft bestürmte. Viel unschuldiges Blut wurde dabei, durch ihn vergossen, vorzüglich in dem Kriege, den er mit den Griechen darum geführt hat, weil ihr Kaiser Johann Comnenus, dem geflüchteten Herzoge, an seinem Hofe einen Schutz hatte angedeihen lassen. Um in etwas die brennenden Gluthen seiner Gewissensfolter zu dämpfen, schickte Stephan den Coloczaer Bischof Fulbert, als seinen Gesandten an den Kaiser, durch den er ihn um den Leichnam des Almus bitten ließ, der während des Krieges in Constantinopel gestorben war. Der flehende König erhielt denselben und er ließ ihn, nachdem er mit dem Monarchen der Byzanter sich auf der Bodrogher Insel auch herzlich ausgesöhnt hatte, zu Stuhlweissenburg auf das feierlichste beerdigen.

Nebst den vielen Qualen aber, die König Stephan zu ertragen hatte und die langsam an seinem Lebenskeime zehrten, machte ihm ferner nichts so große und bittere Sorge noch, als die Besetzung seines Thrones, mit einem wackern Nachfolger: denn kein Erbe, der Kraft seiner Lenden entsprossen war da, dem er als Vater, am Ende seiner Tage seine königliche Gewalt hätte übergeben können. Er war zwar mit einer sehr gesunden, deutschen Jungfrau, der Prinzessin Adelheide, einer Tochter Heinrichs, des Markgrafen von Steffaning und Burggrafen von Regensburg, seit dem Jahre 1122 vermählt: allein diesem friedlichen Ehebunde durften für ihn keine Vaterfreuden entkeimen. Oft fiel Stephan von dem Zartgeföhle seiner Gewissenhaftigkeit und Reue über manche seiner frühern Irrtritte bestürmt, auf seine Kniee nie-

der und weinte im Verborgenen, von der beängstigenden Vorstellung des jammervollen Schicksals gepeinigt, das nach ihm den verwaisten Thron seiner Väter betreffen und zersplittern wird. Er führte zwar im Schilde, den kriegerischen Fürsten von Halisch, Boris oder Bartholomäus, den einige für seinen Halbbruder hielten, zum Thronerben zu bestimmen: allein die Meisten unter den Magyaren wollten vom ihm nichts hören. Sie verabscheueten als Männer von Ehrgefühl und makelloser Geburt, den projectirten Fürsten, als einen Bastarden, mit dem sie ihren Königsthron nicht beflecken wollten, indem sie auf keine Art mit gutem Gewissen ihn für den echten Sohn Colomanns halten konnten, den er mit der russischen Prinzessin Predslava, einer Tochter des Kiwer Großfürsten, Swatopolk, seiner zweiten Gemahlinn, gezeugt hätte, weil sie, wie es der am 11 August 1104 gefällte Urtheilsspruch des Hofgerichtes auswies, gleich nach ihrer Ankunft in Ungarn, des Ehebruchs beschuldigt und von dem hocherzürnten Könige verstoßen worden war.

Diese Stimmung und Überzeugung des größten Theiles in der Zahl der magyarischen Großen, vermehrte die Leiden Stephans noch mehr und er wußte oft vor Elend und Traurigkeit sich nicht zu helfen noch ein Wonnepflätzchen irgendwo zu erspähen, auf dem das Aug der Ruhe ihn milde angelächelt haben würde. Insbesondere von größerer Heftigkeit waren die Kummerstürme, die seine Seele umbrausten, wenn sich das Herannahen seines Lebensendes bei ihm stärker ankündigte. Um in Freundesarmen sich zu erholen und Erquickung für seinen von

der Sorgenlast niedergedrückten und abgematteten Geist, zu schöpfen, beschied er einst seine zwei Vertrauten, den Grafen Othmar und den Bischof Paulus zu sich. Beide erschienen und vor ihnen als Männern von erprobter Treue, Weisheit und Klugheit schüttete Stephan unter heißen Wehmuthszähren, sein ganzes Herz aus; er theilte ihnen seine Besorgniß mit und bath sie recht dringend, um Rath und Beistand, bei der Dämpfung seines Seelenjammers. — Zu Herzen ging den Freunden, des hohen Freundes ängstliches Flehen und der Rührung voll suchten sie dasselbe durch heilenden Balsam, den sie in die Wunden seiner Seele gossen, zu stillen. Paulus, der gottesfürchtige Bischof ergriff das Wort und sagte: „Wir sehen, erschütterter König, ja wir fühlen es auch mit Euch, Welch ein mächtige Unruhe in Euch das Nachsinnen über einen würdigen Nachfolger verursacht: aber verzaget nicht; Gott der auf eine unbegreifliche Weise, über die Schicksale der Menschen verfügt und die Traurigen wunderbar tröstet, hat auch für Euch noch einen Trost aufbewahrt. In heiliger Klosterzelle, vor dem tückischen Auge der Welt verborgen, mußte derselbe bis zur Stunde seiner wohlthätigen Einwirkung auf Euer Seelenheil, gepflegt und verschlossen bleiben. Höret, was Ihr kaum glauben werdet, Bela der Geblendete, des geblendeten Almus Sohn lebt und wenn es Euer Wille ist, so kann dieser, Euer Nachfolger auf dem Throne seiner Väter werden. Schon bestrebtet Ihr Euch viel und eifrig, durch manches fromme und Gott wohlgefällige Werk, die an dem genannten Fürsten, durch Euren von Ueber-eilung hingerissenen Vater verübte Ungerechtigkeit, gutzu-

machen und die Manen der bereits Verbliebenen auszuföhnen, — was bleibt Euch nun noch übrig mehr, als durch die Ernennung Bela's zum künftigen Kronerben, die Ruhe des Gewissens in Euren Herzen ganz zu begründen und das Sühn- oder Todtenopfer für beide Vettern, den Herzog Almus und Euren Vater, zur Vollständigkeit zu erheben. Bey dieser Eurer Verfügung habt Ihr nicht das mindeste Wort von Unwillen und Unzufriedenheit vom Seiten des Volkes zu befürchten: denn jeder rechtlich gesinnte Unger, wird sich über das Daseyn und das Wiederfinden des Prinzen, herzlich freuen und in den allgemeinen Jubel miteinstimmen.“

Stephan hörte den gottgeweihten Priester reden, er währte aber von Wonnetraumel fast ganz betäubt, einen Boten des Himmels sprechen, der zu seiner Rettung, um ihn vor der Verzweiflung zu bewahren, an seinem Krankenlager erschienen wäre. Wie ein labender Trunk geschöpft aus frischer Quelle, den von der Sonnenhize abgematteten und nach Wasser lechzenden Wanderer, auf dornenvoller Bahn erquickt: so erquickte und erfrischte mit nervenstärkender Kraft, diese Wunderbothschaft auch das von schwüler Trauer halb abgestorbene Gemüth des Königs. Für ihn ward die Entdeckung ein Labetrunk, entquollen dem himmlischen Borne des Lebens. Die matten Schläge seiner Pulsadern entglühte der Funke von neuer Lebenskraft; das Band der Lähmung, das seine geschwächte Körpermaschine lange an das Krankenbett gefesselt hielt, war wie durch ein Wunder plötzlich gelöst; er richtete sich empor und wandelte von der Sorgenbürde, die auf seinen Schultern lastete befreit, leichteren Schrittes. Das hef-

tigste Verlangen stieg jetzt in seiner Seele auf, den Prinzen Bela bald zu sehen; er drückte beide Freunde gerührt und dankbar an sein entzücktes Herz und ersuchte sie unter Freudenthränen ihm bald den Sohn des Mannes vorzuführen, den er so oft auf das härteste beleidigt hatte, um durch Wohlthun an seinem Kinde, mit ihm sich ganz auszuöhnen zu können. Die beiden Freunde des Königs, wollten ihm den Genuß der höchsten Bonne nicht lange vorenthalten, in Eile sandten sie Boten nach Pécs-Wárad um den lang vermißten Prinzen von dort abzuholen der in der dortigen Benedictiner Abtei in Geheim gehalten und aufgezogen wurde.

In der königlichen Residenz, innerhalb deren Mauern noch vor Kurzem der Trauer Einerlei, die Bewohner schüchtern und stumpf für jeden Lebensreiz, gemacht hatte, ertönte jetzt laut die hochgespannte Saite des Frohlockens, ein Freudenfest über das andere herbeiführend. Es war im Jahr 1130. als der allgemein todt geglaubte Prinz Bela an dem königlichen Hofe wirklich erschien. Nicht fassen konnte sich Stephan vor mächtigem Entzücken, das bei dem Anblicke desselben, durch alle seine Nerven bebte. Bela zählte eben jetzt erst 20 Jahre und er stand in der üppigsten Blüthe seines Jugendalters. Die Natur schien ihm das, was ihm der Blendung Unglück an der Wiege entrissen hat, durch die herrlichsten Körper- und Geistesgaben, vielfach zu seiner Beruhigung und Auszeichnung, ersetzt zu haben: denn er war in der That ein wunderschöner Jüngling. Der Bildung des Körpers nach war er hoch von Statur und schlank gebaut. An dem ganzen seines Wesens zeichnete sich vorzüglich des Ernstes und

der Charakterfestigkeit Zug aus, der in Verbindung mit den zarten Zeichnungen seiner Herzensvorzüge, der Tugenden der Sanftmuth, Demuth und Bescheidenheit, über das Ebenmaaß seiner Glieder, den höchsten Reiz verbreitete. Nur der Anblick seines auf immer geschlossenen Auges, in das des Lichtes Strahl nicht zu dringen vermochte, schien den großen Eindruck, bei der Bewunderung seiner äußern Vorzüge in etwas zu schwächen. König Stephan schloß ihn innig in seine Arme, nannte ihn zärtlich seinen Sohn und zögerte keinen Augenblick ihn in voller Versammlung der Prälaten und Magnaten, zu seinem Nachfolger zu erklären. Niemand erhob wider diesen Ausspruch seine Stimme. Alle die den edlen, von dem Schicksale hart verfolgten Prinzen sahen, brachen in lauten Jubel aus, wurden aber auch von Wehmuth für ihn stark ergriffen, wenn sie an den Kummer dachten, den ihm der Mangel des Augenlichtes, den er so geduldig ertrug, verursachen mußte und sprachen ihn, den Hochverrath seines Vaters nimmermehr rügend, mit frohem Gejauchze, von aller Schuld frei. Enthusiastisch zollten sie ihm jegliche Achtung, die ihm gebührte und huldigten ihm willig als dem Mitregenten Stephans, zu dem er gleich bei seiner Ernennung zum Erben des Thrones, ausgerufen wurde. Nachdem ihm Stephan die Thronfolge gesichert hatte, suchte er ihm auch eine Jungfrau aus, die die Gefährtin seines Lebens werden sollte. Bela heirathete nach seinem Rathe Helena, die reizend schöne Tochter des serwischen Groß-Schupans Urosch. Die Vermählung wurde sehr solenn auf der königlichen Burg mehrere Tage gefeiert.

Höchstwunderbar hat die allweise Vorsehung den Prinzen Bela in dem Stürme erhalten, der seinen Vater betraf. Sein Vater war der Herzog Almus, ein Vetter zu dem Könige Colomann und ein Enkel von dem wackeren Könige Bela I. Dieser Anverwandtschaftsverketzung zu Folge, waren beide, Stephan und Bela, Ur-enkel von dem letztgenannten Regenten. Almus war ein Fürst von einem sehr unruhigen Geiste und mit dem Landesantheil ganz unzufrieden, den er unter dem Könige Colomann als Herzog beherrschte. Er strebte ohne Unterlaß nach der Krone, und verursachte im Lande mehrere Kriege von der größten Verheerung. Er empörte sich, wechselweise bald von den Deutschen, bald den Polen und bald den Griechen unterstützt, sechsmahl wider den König Colomann, fünf-mahl hatte ihm dieser die Gnade der Verzeihung zukommen lassen: allein bei der sechsten Verschwörung wider sein Leben, die Almus, gleich nach seiner Rückkehr aus Palästina, wo er an des Welterlösers Grabe die Verbrechen seiner frühern hochverrätherischen Unternehmungen, in Reu und Leid abzubüssen angelobte, im Jahr 1113, gewagt hat, verhängte er über ihn die Strafe der Blendung. Dieselbe Strafe betraf auch seine drei Mitverschwornen, die Grafen Paulus, Batha und Uros und seinen schuldlosen dreijährigen Sohn Bela, der seiner Mutter Ingelburge (die eine schwedische Prinzessin, des Königs Ingo I. Tochter war) mit Gewalt vom Schooß gerissen wurde. Die Blendung geschah zu Dömös, einem Landgute des Almus (in demselben Hause, wo einst Bela I. als ein Theil desselben einstürzte, erschlagen worden war) und sie legte auf die Unglück-

lichen eine große Schmach, weil auf solche Art nur Diebe und Straßenräuber, gebrandmarkt wurden. Nach dem Vorschlage der Richter in dem königlichen Rathe, die das Strafurtheil aussprachen, hätte der unschuldige Knabe sogar entmannt werden sollen: allein Colomann verhütete die Vollziehung dieser Unmenschlichkeit, vielleicht schon jetzt von der Neue über das harte Verfahren gegen seinen Vetter, ergriffen. Daß Colomann wie einige Scribenten erzählen, an den Verurtheilten persönliche Rache genommen haben sollte, beruht auf keinem historischen Grunde. Bald nach seinem Ableben entfloh Almus nach Constantinopel und des unglücklichen Knaben Bela erbarmten sich die frommen Benedictiner Mönche zu Pécs-Wárad; sie nahmen ihn menschenfreundlich auf, verwahrten ihn in den friedlichen Zellen ihrer Abtei von allen Nachstellungen seiner Feinde und gaben ihm eine treffliche Erziehung von der Bela die schönen Früchte, die sich herrlich entfalteten, als König zu seinem größten Heile, genoß. Und so ward Bela nach dem unbegreiflichen Rathschlusse des Himmels, der Gefahr der Vernichtung entrisen und zum Stammvater sehr vieler Regenten, die Ungarn ruhmvoll beherrschten, erkohren. Der König Andreas III. der Beneter genannt, der im Jahr 1501. starb, war der letzte männliche Zweig seines fruchtbaren Stammes.

Kuhiger und zufriedener athmete jetzt Stephan, doch bald schreckte ihn das Kriegsgetöse aus den seligen Träumen seiner Ruhe und Zufriedenheit auf. Die Kunde von Bela's Glück und Erscheinung, auf dem Schauplatze ungrischer Begebenheiten, gelangte nach Polen

und hier erhob sich Boris, der Fürst von Halitsch, dessen halb gegründete Hoffnungen auf den Thron der Ungern hierdurch ganz niedergeschmettert wurden, mit den Waffen in der Hand und von seinem Schwiegervater dem Herzoge Polens, Boleslaw kräftig unterstützt, machte er sich in Eile auf, um die ihm zugesügte Beleidigung, an dem Könige Stephan blutig zu rächen. Boris hielt sich für den rechtmäßigen Sohn Colomanns und behauptete daher laut, daß die Krone ihm, als dem rechten Erben angehöre, die ihm auch Stephan schon im Geheimen zugesagt hätte. Um seine Rechte zu vertheidigen, zog er mit seiner Kriegsmacht gegen Ungarn und verheerte die Bips, wo er zuerst wider alles vermuthen schnell eingefallen war, auf das furchtbarste. Doch die Ungern zögerten nicht wider einen Mann die Waffen zu ergreifen, den sie jetzt allgemein verabscheueten; sie zogen wider ihn auf das schnellste zu Felde von den sittigen der Begeisterung getragen, die sie für ihren jungen muthvollen Kronprinzen entflammte. Am Fusse der Karpaten kam es zu einem sehr blutigen Gefechte. Boris wurde mit seinem Bundesgenossen hart auf das Haupt geschlagen und er mußte, ohne sein von Siegstrophäen ausgeschmücktes Ziel erreicht zu haben, zurückziehen. Doch König Stephan, neue Angriffe befürchtend und zum Theil von der Stimme seiner Gutmüthigkeit, zum Theil von seiner Liebe für Bela bewogen, entschloß sich dem Fürsten Boris, für den erlittenen Verlust zu seiner gänzlichen Befriedigung, einen hinlänglichen Ersatz zu ertheilen. Er trat ihm deshalb Przemisl mit allen Souveränitätsrechten ab. Boris war mit dieser Abtretung zufrieden

und gelobte bei der Abschließung des Friedens, nie mehr an den Besitz von Ungarn zu denken.

Nicht lange währte es, so förderte nach der friedlichen Beilegung dieses Streites, der Tod den König Stephan aus dieser Zeitlichkeit in die Ewigkeit ab. Er starb im Jahr 1151. zu Anfange April, kaum noch 29 Jahr alt und ganz nach dem Zeremoniell, das die damalige Zeitsitte hie und da, sterbenden Monarchen wenn sie mit dem Tode kämpften, vorgeschrieben hat. Stephan, als er dem Ziele seiner irdischen Laufbahn sich schon nahe fühlte, gebeth alle Symbole der königlichen Macht und Herrlichkeit aus seiner Nähe zu räumen, legte das Ordenskleid eines Benedictiners an, ließ sich zum Mönch einweihen und hauchte so den Geist seines Lebens aus.

Noch in den Tagen des Monaths April, am 28. wurde Bela II. unter großem Jubel zu Stuhlweissenburg gekrönt. Die Weihe der Krönung mit ihm, erhielt auch seine Gemahlinn Helena, die eben jetzt das zweite Pfand der ehelichen Liebe, unter ihrem Herzen getragen hat.

Helena war eine Frau von einem sehr merkwürdigen Charakter. Der Reiz ihrer Körperschönheit war mächtig groß und bezaubernd, eben so gehaltvoll und anziehend war auch der Schmuck ihrer innern Vorzüge. Insbesondere zeichnete sie eine seltene Festigkeit des Geistes und ein hoher Muth aus. Als Frau in ihren häuslichen Verhältnissen war sie eine der trefflichsten und als Ehegattinn eine der zärtlichsten und liebenswürdigsten, die ihrem Gemahl mit der reinsten und wärmsten Liebe zugethan war,

und die daher die Tage ihres Lebens ganz für ihn aufopfer-
te. Weil nun Helena, als Gattinn, ihren Gemahl,
der wohl auch der treuesten Gegenliebe werth war, mit
ganzer Seele liebte, so schmerzte sie, wenn sie sein Arm
umschlang, nichts so sehr, als der Gedanke, daß er mit
entzückten Blicken, den Zauber ihrer Schönheit nicht auf-
zufassen und zu bewundern vermochte. Sie verdamnte
daher oft in geheimen die Unglücksband, die ihn des Au-
genlichtes beraubt hat und so oft ihr schmachtender Blick
der Liebe auf ihres Gemahles Augenbraunen ruhte, rausch-
te durch ihre Adern wild die Fluth der fürchterlichsten Ra-
che, die sie denjenigen Männern geschworen hat, die das
Unglück der Blendung über ihn gebracht hatten. Diese
Qual und Folter ihres Herzens, wuchs mit jedem Tage
höher und sehnuchtsvoll sah sie der Stunde entgegen,
die ihren heftigen Durst nach Rache würde haben stillen
können.

Helena stand dem Ziele von ihrer zweiten Entbin-
dung nahe und unvermerkt rückte sie auch dem Zeitpuncte
näher, der den öffentlichen Ausbruch ihrer bis jetzt sehr
geheim gehaltenen Rache bewirkt hat. Sie beschenkte den
Bela, zur nicht geringen Erhöhung seiner Vaterfreuden,
wieder mit einem Sohne, der in der h. Taufe den Na-
men Ladislaw erhielt. Der älteste Sohn Bela's
hieß Geisa. Im Wochenbette vollendete Helena von
mehreren Vertrauten muthig unterstützt das Gewebe des
ganzen Racheplans, den sie zur Beruhigung ihres weiblich-
en Stolzes, durchzusetzen beschloß. Sie stand von dem-
selben glücklich und gesund auf und jetzt drang sie mit
ungewöhnlicher Macht in Bela, die Befriedigung man-

cher Bedürfnisse, die des Reiches Wohlfahrt erforderte, vorschüßend, daß er nach Arad, ohne Verzug einen Landtag ausschreiben sollte. Klüglich verbarg sie, aus Vorsorgniß vor der Sanftmuth ihres Gemahls, einen jeglichen ihrer geheimen Beweggründe, die sie zu dieser Bitte bewogen und warum sie gerade Arad zum Versammlungsort der Stände verlangt hat.

Bela, von dem Gewebe der Gewalt, die Helena über ihn hatte ganz unwunden, willigte immer ohne Widerrede, in alle ihre Wünsche ein. Er ließ also auch jetzt nach ihrem Willen, unverzüglich das Geboth zu einem Landtage, der in Arad gehalten werden sollte, ergehen. In größter Menge, was sich bis jetzt noch nicht ereignete, stellten sich die Mitglieder des Prälaten- und Magnatenstandes, nebst den andern Großen des Reiches ein. Königliche Einladungsbriefe erhielt jetzt auch die Ritterschaft und ihre zahlreichen Schaaren, wie zum Kampfe ausgerüstet, zogen auch ungesäumt herbei. Außer den Eingeladenen aber, fanden sich noch viele Tausend andere Menschen verschiedenen Standes ein, die die Neugierde hingelockt hat, um den König zu sehen, der mit seinem Schicksale so große Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt hat. Da nun die Stadt die ungeheure Volksmenge, in ihrem Raume nicht auffassen konnte, so begab man sich auf's freie Feld und an den grünenden Ufern der Marosch wurde im Jahr 1152. der merkwürdige Landtag abgehalten.

Die Landtagsßitzungen nahmen ihren Anfang und mit einem unbeschreiblichen Jubel wurde der König in der ersten, allgemein von dem Volke begrüßt. Er saß

vom königlichen Schmucke angethan, auf dem Throne und Aller Augen waren auf ihn geheftet. Von erhabener Wirkung war dieser Moment der Rührung und Bewunderung. Er befestigte in den, von Wehmuth für den angestaunten Fürsten, überflutheten Herzen, die Gefühle der Treue, die jeder rechtschaffene Patriot, dem Vaterlande und dem Regenten schuldig ist. Die Verhandlungen und Beratungen über des Landes Wohl, wurden in Frieden fortgesetzt und schon war man mit denselben fast zu Ende, als unvermuthet die Königin Helena in die Mitte der Versammelten trat. Ihre Gegenwart brachte in den Ehrfurcht gebietenden Männerreihen ein großes Staunen hervor. Sie erschien ganz schmucklos und auf das einfachste gekleidet, von einem Gewande angethan, das von der großen Trauer und Bangigkeit ihres Herzens zeugen sollte. Auf dem linken Arme trug sie den neugeborenen Säugling, den Prinzen Ladislaw und zur rechten wandelte ihr der ältere Prinz Geisa. Nicht ängstlich pochte aber ihre Brust, als sie eingetreten war, auch verdrängte die Bläße der Furcht nicht das blühende Purpurroth von ihren Wangen. Ernsten Drittes nähete sie sich dem Throne, faßte dann Platz und hielt an das wackere Landtagspersonale (wie die Scribenten Kęza, Lhurocz, Muglen und Bonfin berichten) folgende Anrede: „Edle, tapfere Männer! Von eurer Liebe zur Gerechtigkeit und eurem Biederfinne, erwarte ich, daß ihr mir, eurer Königin, als einem Weibe, den Schritt, den ich gewagt habe und den mir des Reiches Constitution nicht gestattet, mit Güte nachsehen und ihn nicht aus einem schiefen Gesichtspuncte beurtheilen werdet.

Staubt mir, von großem Gewichte sind die Gründe, die mich zu demselben bewogen haben. Nicht wahr, ihr alle erfreuet euch der unschätzbaren Perleugabe, die euch so milde das Augenlicht gewährt und von innigen Wohlbehagen durchdrungen ist es euch vergönnt, eure Blicke an den schönen Sprößlingen hier zu weiden, die des Staates vielversprechende Hoffnungen darstellen — nur jener edle Mann dort, euer ruhmbechränkter, von euch allen zärtlich geliebter Monarch, der sich den zärtlichsten Vater der zwei Kinder nennt: die ihr hier sehet, muß dieses bejeligenden Glückes entbehren. Der Strahl seiner Augen ist auf ewig verschlossen und ewig unkennbar sind ihm die in den glänzenden Grotten der Natur aufgestellten Reize und Wunderwerke der Schöpfung; auf keinem Auengrün ist es ihm möglich, blühende Blumen zu pflücken, um inniger die belebenden Freuden des Frühlings am rauschenden Bache, fühlen zu können. Eben so in ewig finstere Nacht sind alle Gegenstände ihm eingehüllt, die dieß Leben der Erde, zur höchsten Lust erheben. Doch das Qualvollste bei allen diesen schmerzzeugenden Entbehrungen für den armen Geblendeten ist, daß er das bezaubernde Gepräge von edler Geistes- und Herzensschönheit, wie es auf der Miene jeglicher Menschen, von tugendhafter Denkart sich im erhabensten Bilde vom Augenstrahl umwogt darstellt, an euch seinen Getreuen, eben so wenig zu erblicken vermag, als ihr dasselbe an ihm zu schauen vermöget. Eine undurchdringliche Scheidewand und Hülle, ist in dieser Hinsicht zwischen ihm und euch gezogen.“

„Freue, beherzte Ungern! ehrhafte Ritter und Männer jeglichen Standes! Jünglinge und Greise! Reiche und Arme! bei allem was heilig und theuer ist, beschwör' ich euch, gebet die Boshaften an, die von Gewinnsucht verleitet, sich als Werkzeuge, bei der Vollstreckung des grausamsten Verdammungsurtheils, das die schrecklich schändende Blendung über den schuldlosen Knaben, euren jetzigen König und den Erzeuger dieser Kinder, aussprach, gebrauchen ließen. Zögert nicht mit ihrer Angabe vor dem Tribunale der Gerechtigkeit; sie sind euch allen wohlbekannt. In eurer Mitte haben sie Sitz und Stimme, sie sind groß von Anseh'n und Gewalt, in ihren Herzen voll des Frevels, mit dem sie Gott und der Welt trotzen, und in ihren Seelen hoch enküßt des Lohnes wegen, den sie für die Vollziehung der, alle Menschlichkeit niedertretenden Unthat, bezogen haben. — Auf denn ihr Männer! die der Ehre und des Muthes Funken beleben. Die Stunde der Rache hat geschlagen und über die Bosheit gesiegt die Tugend. Bestraft nach den Grundsätzen strenger Gerechtigkeit, die verübte, zum Himmel laut hinaufschreiende Unbild. Führet durch die Vernichtung jener Verbrecher, beherzt die unbezwingbare Wagenburg der Sicherheit um euren gutmüthigen Monarchen, diese unnmündigen Kinder und euch selbst auf, damit euch die feurigen Pfeile ihrer Verfolgungssucht nicht erreichen könnten. Setzt ist es hohe Zeit, ein schauderhaftes Zeichen der Warnung für alle aufzustellen, die an der Unschuld sich vergreifen und der Menschheit Rechte niedertreten. Mit dem Blute der Ehrvergessenen besprenget die Furchen des Arader Feldes, dasselbe zur Stätte der nie ausbleiben-

den Strafgerichte Gottes einweihend, auf daß die Schaa-
ren eurer sämmtlichen Nachkommen, daran einen bedrohen-
den und zugleich belehrenden Fingerzeig hätten, wie groß
die Heiligkeit der Könige, oder derjenigen sey, die auf Er-
den die Stelle der Gottheit vertreten. Greifet muthig
zum Werk der Rache und vollführet was ihr gerechter
Zorn gebiethet!“

Helena vollendete ihre Worte und bittere Thränen,
ach Thränen der glühendsten Rache, entquollen ihren Au-
gen. Von denselben stürmisch ergriffen, erhob sich mit
Furienvuth die ganze Versammlung unter dem größten
Zumulte zur blutigen Rache. Die intimsten Freunde der
Königinn, die in ihre Geheimnisse eingeweiht waren, zo-
gen zuerst den Säbel und hieben unarmherzig in dieje-
nigen ein, auf denen die Schuld von dem Vergehen, das
Helena so hart gerügt hat, lastete. Das Mordgetüm-
mel erklomm einen furchtbaren Höhegrad und die sa-
möse, von dem Genius der Geschichte so schauderhaft
beschriebene *Ura der- Vesper* erhielt ihr Daseyn. In
wenig Minuten hatte das Säusen der Säbelklingen 68
Individuen, aus der Classe der Vornehmsten des Landes
in's Reich der Todten hingeweht, von welchen es offenbar
war, daß sie im Gerichte für die Blendung *Bela's* stimm-
ten. Der König erschrack auf das gewaltigste: allein we-
der er, noch die Bischöfe vermochten mit ihren Bitten die
Gemüther der Erbitterten mehr zu besänftigen. Der lei-
feste Wink des geringsten Argwohns entschied, wo das
Recht entscheiden sollte, durch die blutigste Waffengewalt.
Daher geschah es, daß in diesem schrecklichen Getümmel
blutigieriger Maferei, viele Unschuldige um's Leben kamen.

Es war eine jammervolle Scene. Frauen und Kinder, die nichts verbrochen hatten, mußten die Schärfe des Schwertes empfinden. Kaum hatte der erste Sturm des wildesten Gemehls sich gelegt, so schritten diejenigen, die den Platz behielten, auf dem blutdurchnästen Arader Felde zu Beschlüssen und Verfügungen, welche die schaudervollsten Gemählde, von der Hitze ihrer empörten Leidenschaften und der gegenseitigen Erbitterung enthalten. Denselben zu Folge wurden mehrere aus dem Schoosse der angesehensten Familien, theils aus dem Reiche vertrieben, theils ihrer Güter beraubt und zum Theil als Leibeigene den bischöflichen Kirchen, aus dem Grunde geschenkt, um durch ein solches Opfer, den Zorn Gottes, der verübten Frevel wegen, zu versöhnen.

Vielleicht würde Helena, das mächtige Gefühl der Rache in ihrem Busen erstickt und nie mit übereilter Rede in der Mitte der Großen Ungarns zu dem schrecklichsten Blutbade Anlaß gegeben haben, wenn sie die übeln Folgen, die hieraus zum größten Unglück für das Reich und den Thron nothwendiger Weise entspringen mußten, von Fassung und Selbstbeherrschung geleitet, ruhig überlegt und erwogen hätte. Sie und der König geriethen bald in große Gefahr. Das größte Unglück aber, das die Arader Wesper, zur gewaltigsten Erschütterung des Staates hervorgebracht hat, bestand in den kriegerischen Unternehmungen, die den Halitscher Fürsten Boris, Bela's heimlichen Feind, jetzt wieder gegen Ungarn in Thätigkeit versetzt hatten. Er wurde dabei, wider sein Erwarten, mächtig von den mißvergnügten Ungern unterstützt. Viele von ihnen zogen geraden Wegs, von Arad

nach Polen. Das Vaterland bedrohte eine große Noth. Boris setzte sich in Bewegung und nach kurzer Zeitfrist, brachte er das Zipserland unter seine Bothmäßigkeit. Sein Schwiegervater, der tapfere Polen-Herzog, stand ihm wieder treu zur Seite.

In möglichster Eile schickte man sich zur Verdrängung der herbeigeströmten Feinde an: allein der Feldzug, der keine Verzögerung, nicht vielleicht einen Aufschub von einer Stunde, zulassen mochte, wurde urplötzlich durch ein neues Blutbad, das die Scene der Arader-Vesper wiederholte, unterbrochen und verhindert. Schon war das trefflich ausgerüstete Kriegsheer zum Ausmarsch fertig, und jetzt begann die Königin ein Mißtrauen in die Treue mehrerer Grafen zu setzen, die dasselbe anführten. Sie meinte daß jene mit dem Halitscher-Fürsten, in geheim einverstanden wären. Zu ihrer Beruhigung und auf ihre Aufforderung mußte nun Bela die Verdächtigen, durch eine entscheidende Antwort auf folgende Frage: ob Boris ein Kind der Liebe oder Colomanns echter Sohn wäre? auf die Probe stellen. Er beschied sie deßhalb zu sich und legte ihnen die erwähnte Frage vor. Die meisten bekannten frei, Boris sey offenbar ein Hurenkind, die andern aber, wer weiß von welchen Gründen verleitet, behaupteten, er wäre der rechtmäßige Sohn Colomanns. Kaum war dieser Ausspruch gethan, so drangen mit gezückten Schwertern aus ihrem Hinterhalte die Ritter hervor, die den Versammlungssaal bewachten, fielen über diejenigen, die zu Gunsten des Boris sich erklärt hatten her und hieben sie auf der Stelle in Stücke nieder. In der Zahl der Getödteten befanden sich unter andern die

tapfern Grafen Majlath, Nikolaus und Campert. Den letztern, der gerade dem Könige zur Seite stand, schlug sein leiblicher Bruder, mit einem in der Verwirrung ergriffenen Stuhle todt. Andere suchten ihr Heil in schneller Flucht; unter diesen waren die Grafen Titus, Folkus, Theodor und Samson. Sie gingen alle, fliehenden Schrittes zu den Schaaren des Boris über.

Bela's Lage wurde unter diesen Schauerereignissen mit jeder Stunde gefährlicher. Doch rückten zu seiner Vertheidigung so schnell als möglich einige Ritterhausen zusammen. Mit diesen und noch von einem guten Theile der Comitats-Miliz unterstützt, zog er seinem Feinde entgegen. Er gelangte an den Sajófluß im Gömörer Comitate und hier schlug er sein Lager auf. Aber auch hier mußte sein Herz wieder auf das empfindlichste angegriffen werden. In friedlicher und beratender Kunde, wie Boris anzugreifen wäre, saß er eben in seinem Zelte, als der entflohene Graf Samson sich an demselben einfand und ihn durch einen Zuruf auf das Gräßlichste zu schmähen wagte. Die Worte der Crimination von dem verwegenen Grafen ausgestossen, versetzten alle die den Monarchen umringten in den äußersten Zorn. Sie griffen alle nach ihren Waffen, um ihn niederzubohren: allein kaum sie noch zum Zelte hinausgestürzt waren, war jener schon im schnellsten Galoppe davon gesprengt. Doch der entschlossene Knappe des Grafen Bod, versuchte ihm nachzueilen; er schwang sich auf sein Pferd, wie es ohne Sattel da stand und hohlte den Lasterer glücklich an der Sajófuhr ein. Hier sollte nach gepflogener Abrede sein Freund ihn erwarten und in einem Kahne an das jenseitige Ufer.

hinüberbringen: allein Graf Theodor kam damit zu spät an. S a m s o n spornt seinen Gaul und sprengt von der Verzweiflung gejagt in die Fluth hinein; der Knappe in seiner Erbitterung setzte ihm nach und machte mitten im Flusse, durch einen kräftigen Lanzenstoß seinem Leben ein Ende.

Bela der Sanftmüthige, fühlte sich von den traurigen Erfahrungen, die er während dieser Vorfälle gemacht hat, so heftig angegriffen, daß er keinen Muth mehr bezugte, weiter zu ziehen. Er klagte seinen Harm seinen Getreuen und wünschte, daß die Uebel, die ihn und das Vaterland bedrohten, auf eine andere Art, fern von allem weitem Blutvergießen, bekämpft werden möchten. Die dem Könige in Treue ergebene Männer, dachten auf Mittel, wie dieß geschehen und wie insbesondere die Kriegspläne des Halitscher Fürsten vernichtet werden könnten. Das Signal zum Kampf von ihm wurde gegeben und in eben dem Augenblicke, zogen ungrische Abgeordnete zu den Polen, des Boris Bundesgenossen, aus der Absicht hin, um sie in Freundschaft für das Interesse des Königs zu gewinnen. Der beherzteste unter ihnen, der in vielen kritischen Fällen schon die schönsten Proben von seiner Weisheit und Beredsamkeit abgelegt hatte, redete ihre Schaaren (nach Thurocz) folgendermaßen an: „Wackere Polen! nimmer rühm- und ehrenvoll kann es für euch seyn die Waffen zu Gunsten eines Mannes zu führen den, weil er durch offenbaren Ehebruch sein Daseyn erhielt — das Brandmahl eines Bastarden schändet. Eben so wenig kann es zu eurer Gewissenhaftigkeit etwas beitragen, einen Fürsten, den Besitz eines Reiches zu erringen, auf

Das er nicht die mindesten Rechtsansprüche hat. Solche Handlungen vertragen sich nicht füglich mit den Grundsätzen des Rechtes und der Gerechtigkeit; sie widersprechen offenbar. Und welcher Gewinn, kann euch edle Polen, als Lohn für eure Aufopferung zu Theil werden? Meint ihr in Ungarn Männer zu finden, die für den Boris gestimmt sind, so steht ihr in einem großen Irrthum; nicht eine einzige Seele ist ihm dort geneigt und jene die ihm einst, als Empörer gewogen waren, sind nicht mehr; die Schärfe des Schwertes, in gerechter Bestrafung ihrer Frevelthaten hat sie fast alle schon verzehrt. Eine richtigere Kenntniß und Einsicht in Bezug auf die Entscheidung und das Resultat der Frage: welchem von den zweien, dem Könige Bela oder dem Halitscher Fürsten, mit mehr Recht der Thron gebühre, als wir haben, werdet ihr euch doch nicht, da euch die Angelegenheiten unsers Reiches nicht bekannt sind, anmaßen wollen? Das wäre zu viel gewagt, Euch alle beseelt das lebendige Gefühl für das, was das Recht und die Wahrheit erheischt und darum ersuchen wir euch geziemend, ihr wollest uns glauben, daß des ungrischen Thrones, rechtmäßiger Erbe, Bela sey und daß er deswegen auch einhällig vom ganzen Volke, zum Regenten ausgerufen wurde. Macht euch von dem Bande los, das euch an den von uns Ungern mit Grund verschmähten Boris kettet und laßt uns als Nachbarn in Frieden leben. Wir wollen mit unsern Kriegern auf der Stelle umkehren; kehret auch ihr in Frieden heim und beflecket durch ungerechten Krieg nicht den Glanz eurer Waffen.“

Diese Rede, in einer glückvollen Stunde gehalten, brachte die erwünschteste Wirkung hervor. Die Polen vom Ehrgefühle emporgehoben, sahen das Wahre und Richtige der Worte ein und trennten sich von Boris, ihrer Heimath zuwendend. Boris der Hauptstübe beraubt vermochte im Felde allein nichts zu unternehmen und er war am Ende auch gezwungen umzukehren und alle seine Pläne auf Ungarn aufzugeben. Und so geschah es, daß durch diesen, einzig von Klugheit und Politik bewirkten Vorfall, von dem Königreiche eine Gefahr abgewendet wurde, die schrecklich dasselbe, als dritte Plage und Folge der Arader-Vesper, verheert haben würde. —

Bela II. mit dem Zunamen der Blinde, regierte sehr weise und er wird zu den wackersten ungrischen Regenten gerechnet. Doch nicht lange schwang er den Zepher der Regierung; kaum durch zwei volle Dekaden. Er starb im Jahr 1141. am 13 Febr. da er kaum noch 33 Jahre alt war. Von einem ausgezeichnet hohen Werth war sein moralischer Charakter. Sein täglicher Wahlspruch, nach Bonfin war: „Unglück ist eine weit schätzbarere Wohlthat Gottes, als Glück; dieses macht den Menschen leichtsinnig verwegen und stolz; jenes aber klug; weise und vorsichtig. Wer nie mit Jammer und Elend gekämpft hat, vermag sich keinen Begriff von der Seligkeit zu machen, die der Genuß der herrlichen Vortheile im Schooße der Ruhe gewährt, mit welchen die Zufriedenheit das menschliche Herz überströmt.“ Was Thurocz von seinem Hange zur Trunkenheit und den Lasterthaten erzählt, die er im Rausche oft vollzogen haben soll, verdient keinen Glauben, Reza und Heinrich v. Muggeln wis-

fen nichts davon. Der letztere schreibt vielmehr von ihm:
 „Kunig Belayd vermayd alle posshait und naiget sich
 zu redlicher Sache zu allen Standen. — Derselb
 Kunig was gar milde und süsse.“

Die Wahl des Schwertes.

Zu tiefer Trauer versenkt waren die sieben Jahre die König Stephan der Heilige nach dem Tode seines geliebten Sohnes, noch in der Zeitlichkeit hier verlebt hatte. Mit dem Hinscheiden seines hoffnungsvollen Emerichs, der bei den großen Regierungsforgen, die ihn drückten, sein einziger Trost gewesen war, schieden von der Bahn seines Lebens auch alle Freuden der Welt.

Der fromme Dulder fühlte das Herannahen seines Lebensendes und sein einziger Gedanke war jetzt, einen Thronerben zu bestimmen, der fähig genug wäre ihm in der Regierung nachzufolgen. Seine Wahl fiel auf Peter, den Sohn seiner Schwester Gisela, die an den Herzog von Venedig Otto Urselplus vermählt gewesen war.

Stephan hatte bei der Ernennung seines Neffen zu seinem Thronfolger die besten Absichten zum Grunde gehabt: allein mit dieser Verfügung waren seine Vettern, die Nachkommen seiner beiden Oheime, väterlicher Seits,

äußerst unzufrieden. Aus dem Murren ihrer Unzufriedenheit, entwickelte sich bald eine Conjuratiön wider sein Leben. Es war beschloffen, daß Stephan unter der Hand eines Meuchelmörders sterben sollte. Doch dieß böshafte Vornehmen, verfehlte ganz sein Ziel. Das Haupt der Verschwörung Basil wurde gefangen genommen und nach den Gesezen behandelt; die andern Mitglieder des blutdürstigen Bundes aber ergriffen die Flucht.

Unter den Verschwornen waren auch die beiden Prinzen Andreas und Bela, die Söhne Ladislaw des Kahlen, welcher der jüngere Vetter Stephans, gewesen war. Als diese von jugendlichem Leichtsinne verleitet, unvorsichtig ihre Hoffnung den ungrischen Regententhron zu erben, zertrümmert und die Unmöglichkeit von der Behauptung desselben, eingesehen hatten, waren sie auf ihr Heil bedacht und sie entwichen im Jahr 1032. nach Polen. Bei dem Herzoge der Polen Mjesko II. fanden sie beide Schuß und gastfreundliche Aufnahme.

Mjesko war bei der Ankunft der ungrischen Flüchtlinge gerade in schwere Streitigkeiten mit dem Volke der Pomeraner verwickelt. Diese als seine Zinnspflichtigen kündigten ihm den Gehorsam auf. Mjesko beschloß sie daher mit den Waffen in der Hand, zu ihrer Pflicht zurück zu führen; nur fehlte es ihm an einem rüstigen Mann, welcher Muth und Entschlossenheit genug gehabt hätte, seine Truppen wider ihre tapfern und unbändigen Streicohorten anzuführen. Der Prinz Bela war ein muthvoller, kampfbegieriger Jüngling und ganz für den Krieg geschaffen, daher er auch den Zunahmen Leventha oder Pugil, das einen Kämpfer, Kinger oder Streiter

bedeutete, erhalten hat. Dieser both sich dem bekümmerten Herzoge, zum Feldherrn seiner Kriegsmacht an. Bela kam ihm mit seinem Anerbiethen höchst willkommen; er traute ihm die Schaaren seiner Kriegsvölker an und mit diesen zog er wider die wilden Pomeraner in den Streit. Der Kampf begann und Bela kehrte aus demselben, von dem Kranze des Siegers ausgeschmückt zurück. Die Pomeraner wurden gedemüthigt und in tiefster Ehrfurcht gegen den polnischen Herzog erkannten sie, flehentlich um Frieden bittend, seine Schutzhohheit.

Mjesko war mit dem Resultate von der, durch den Prinzen Bela so wacker vollführten Kriegsunternehmung recht zufrieden. Er wandte ihm seine ganze Liebe zu und um ihm auch einen Beweis von seiner dankbaren Gesinnung gegen ihn darzubringen, gab er ihm eine seiner Töchter Rixa genannt, zur Gemahlinn und zu seinem Unterhalte den Zins, den ihm die Pomeraner jährlich abzuliefern pflegten. Dieß geschah im Jahr 1032. Die Polen waren Zeugen von der großen und seltenen Kriegstapferkeit, die der ungrische Prinz in dem pomer'schen Feldzuge an den Tag gelegt hatte und sie begegneten ihm, mit der größten Hochachtung.

Allein Bela's Ruhm und das edle Benehmen der Polen gegen seine Vorzüge, wirkte auf das gegenseitige Verhältniß der zwei Brüder, die unter dem Drucke eines gleichen Schicksals seufzten, nicht sehr günstig. Der Prinz Andreas, fand sich durch die hohe Auszeichnung seines Bruders beleidigt und zurückgesetzt; er verließ daher den Hof des Herzogs und nahm seinen Weg nach Rußland. Die Russen beherrschte jetzt, der gerechte und heldenmü-

thige Jaroslaw, Wladimir's Sohn. Dieser nahm den verlassenen, gekränkten Wanderer in seiner Residenz recht liebreich auf und bei ihm fand Andreas den Wirkungskreis, nach welchem sein thatenbegieriger Geist sich lange gesehnt hat. Er kam dem Fürsten Jaroslaw eben so gelegen und zu rechter Zeit, wie Bela dem polnischen Herzoge, erwünscht gekommen war. Die Petscheneger, Tsudden und Jatwäger bedrohten gerade das russische Reich mit Krieg. Jaroslaw mit dem Baue mehrerer Städte und Kirchen ämsig beschäftigt, rüstete sich zwar zur Gegenwehr aus: doch in eigener Person konnte er nicht wider sie zu Felde ziehen. Er stellte daher an die Spitze seiner Armee, den ungrischen Prinzen. Seine Feldherrnwahl war aber von den gesegnetesten Folgen: denn Andreas vertrieb und besiegte die Feinde der Russen und brachte unter ihren Schaaren die fürchterlichsten Verheerungen hervor. Jaroslaw nannte ihn nun aus dankbarer Erkenntlichkeit seinen Sohn, gab ihm seine Tochter Anastasia zur Frau und beschloß für ihn auf das beste zu sorgen.

Während das Schicksal die beiden Prinzen in so vortheilhafte und ehrenvolle Verhältnisse, auf den blühenden Auen des Glückes versetzt hatte, fielen in ihrem Vaterlande, manche widrige Ereignisse vor, die seine Bewohner mit dem größten Unheile verfolgten. Im Jahr 1038 am 15 Aug. war König Stephan gestorben. Der von ihm ernannte Kronerbe Peter, trat die Regierung an: allein eine jede seiner Handlungen und Verfügungen auf dem Throne, brachte nur Verderben über das seiner Leitung anvertraute Reich. Nachdem er nun (im Jahr 1045.)

zum zweitemahl entthront worden und der inzwischen, nach seiner ersten Entthronung gewählte König Samuel Aba auch schon mit Tode (er fiel am 5 Juli 1044. in einem Gefechte mit den Deutschen am Raabflusse) abgegangen war, so riefen die zu Esanád versammelten Großen des Reiches den Prinzen Andreas zu ihrem Könige aus. Und bey eben der Gelegenheit wurden sogleich die Männer ernannt, welche die Bestimmung erhielten nach Rußland sich zu verfügen, um den Erwählten dort, von dem Beschlusse der ungrischen Nation in Kenntniß zu setzen. Die Abgeordneten verzögerten mit dem Aufbruche ihrer Reise nicht und gleich wie sie abgezogen waren, begaben sich die meisten der Magnaten auf die Aba-Ujwärer Burg, wo sie die Ankunft des ernannten Thronerben abzuwarten beschloffen.

Dem Prinzen Andreas konnte in der weiten Fremde nichts Willkommeneres widerfahren, als der Ruf und die Aufforderung der Ungern zur Behauptung ihres Königsthrons. Von himmlischer Wonne durchdrungen, nahm er dieselbe an. Der hochenhüectete ohnte aber bei seinem Frohlocken nicht das trauervolle Mißgeschick, das ihn in der Mitte seiner Landsleute, hart zu quälen sich vorgesetzt hat. Im Jahr 1046. traf er in Ungarn ein und wurde von den Versammelten auf der Aba-Ujwärer Burg auf das feierlichste empfangen und im höchsten Jubel als ihr erwählter König begrüßt. Im folgenden Jahre darauf erhielt er von dem Bischofe Benedict zu Stuhlweissenburg die Weihe der Krönung. Hestig aber erschraek Andreas, als er bei Gelegenheit dieser Solennität erst die bejammernswürdige Lage recht gewahr wurde, in wels-

che die Wirbel der bis jetzt statt gefundenen Bürgerkriege, das Reich gestürzt hatten. Sein ganzes Bestreben war daher dahin gerichtet, in das finstere Chaos der ungrischen Reichsangelegenheiten, Licht und Ordnung zu bringen und seine Unterthanen in das liebliche Eden des Friedens zu versetzen. Nichts befürchtete er aber vor vielem andern so sehr, als den Ausbruch der Rache, die der Kaiser der Deutschen Heinrich, an den Ungern, wegen der Entthronung und Blendung Peters, seines Schütlings nehmen werde und daher schickte er gleich nach seiner Krönung, um sich auf dem Throne sicher zu stellen, Gesandte an ihn, durch welche er ihm (freilich etwas voreilig) das feierlichste Versprechen ertheilte, daß er ganz bereit sey, den Eid der Lehnspflicht ihm zu leisten, ihn als seinen Schutzherrn zu achten und ihm, einen jährlichen Tribut zu entrichten, wenn er ihm nur den Besitz des Thrones werde in Sicherheit lassen wollen. Allein der hocherzürnte Kaiser, nahm seine Boten nicht nur höchst ungnädig auf, sondern er erklärte sich auch, daß er nächstens im Lande der Ungern mit dem Racheschwert, zur Züchtigung der Empörer wider seinen Lehnsman, erscheinen werde.

Die Drohung des Kaisers machte den sonst unerschrockenen König Andreas ganz verzagt. Seine Verlegenheit erstieg den höchsten Gipfel der Unruhe. Nun aber beschloß er in seiner jetzigen Bedrängniß, sich an seinen Bruder Bela zu wenden, um an ihm den Mann zu gewinnen, der ihm bei der Bekämpfung der Gefahren, die mit jedem Pulssschlage, die Betrübniß seines Herzens steigerten, kraftvoll unter die Arme griffe. Er schrieb ihm, wie Thurocz berichtet, einen Brief, folgenden Inhal-

tes. „Geliebter Bruder! Grausame Schicksale haben uns vor einigen Jahren betroffen, unter deren angstvollen Verfolgungen wir mit Mühe und Elend viel zu kämpfen hatten: allein in Geduld ertrugen wir jedes Ungemach, das uns bestürmte und die Stunden unseres jugendlichen Lebens verbitterte. Die gegenseitige Theilnahme an den erlittenen Leiden, war der einzige Trost, der uns in dem Labyrinth unseres Jammers nicht verzagen ließ und der uns gegen die stürmende Macht der Verzweiflung schützte. Nun denn, geliebter Bruder, geschah es, daß wir einst in den schwülen Kummermomenten Jammer und Noth tief seufzend theilten: so laß uns jetzt auch, im blühenden Wonnehaine von dem Bande der reinsten Bruderliebe umschlungen, die himmlischsüßen Freuden gemeinschaftlich genießen, die mir jetzt aus dem Füllhorne des Glückes, so milde zuströmen. Wie du es ohne Zweifel wissen wirst, so schmücket mich bereits schon der königliche Purpur auf dem Throne unserer tapfern Magyaren; eile darum, o mein Theurer, in meine Arme, damit ich mit dir seinen hohen Ruhm und Glanz redlich theilen dürfte. Außer dir, wie es dir bekannt ist, hab' ich ja sonst keine nähern Anverwandten und auch niemanden, den ich dermahleinst zu meinem Erben einsetzen könnte. Versüße dich denn auf das schnellste an meinen Hof geliebter Bruder, damit du mit der Zeit alles, was ich besitze erben und mir nach meinem Ableben in der Regierung nachfolgen würdest.“

Bela überlaß das Schreiben und Thränen süßer Wehmuth rollten über seine von Kummer gebleichten Wangen. Er befand sich jetzt an dem Hofe des polnischen Herzogs Casimir. Nach manchem erlittenen harten Unfal-

le kam er dahin; der Biedere hatte in Polen manches traurige Geschick erlebt. So lange er in der Residenz seines Schwiegervaters verweilte, wußte er von keiner Widerwärtigkeit: allein wie sich nach dessen Tode in Polen die Stürme der politischen Unruhen erhoben, so umwehten auch ihn der Trauer Wirbel, im fürchterlichsten Sausen. Mit dem größten Vergnügen nahm er die Einladung seines Bruders an und es war im Jahr 1048. als er an dem Hofe desselben in Ungarn eintraf. Hoher Jubel tönte durch die Gemächer des königlichen Pallastes, in den Andreas von den Großen des Reiches umringt ausbrach, als er seinen zärtlich geliebten und mit so vieler Sehnsucht erwarteten Bela in seine Arme schloß. — Wer hätte jezt von dem Ungewitter des tiefsten Grolles nur das geringste ahnen sollen, das sich mit dem herannahen der Zukunft, über den Häuptern der beiden, jezt wie die Bewohner des Paradieses Hoherfreuten, im fürchterlichsten Knalle, entledigt hat!

Andreas schritt sogleich nach der Ankunft seines Bruders zu der Vollführung des Projectes, mit dem sich seine Seele, seit einer Zeit ganz beschäftigt hatte. Er theilte mit ihm, des Versprechens redlich eingedenk, die Herrschaft. Bela erhielt von dem Reiche den dritten Theil, den er unter dem Titel eines, von der königlichen Gewalt unabhängigen Herzogs, beherrschte. Außerdem vermehrte er seine Macht, aus freiem Antriebe noch mit mehreren andern Gerechtsamen und der Verleihung des Münzregals.

Diese Handlung des Königs zeigte zwar von einem wohlwollenden und herzlich guten Betragen gegen seinen

Bruder, wie es der Geist der echten Bruderliebe nur immer zu vollenden fähig ist: nur das Gepräge einer staatsklugen Berechnung in Hinsicht der Zukunft ging ihr ganz ab. Die vollzogene Theilung des Reiches, war die erste heillose Eröffnung der giftigen Quelle, aus der die Ströme der furchtbarsten Fehden und Zänkereien flossen, die mit ihren verheerenden Fluthen, sowohl die engen Zirkel der königlichen Familie, als die entferntere Wohnkreise des magyarischen Volkes, Jahrhunderte hindurch überschwemmten. Eben in ihr lag auch der erste Impuls von der furchterlichen Scene, die sich bald zwischen den zwei Brüdern, zu ihrem eigenen Verderben ereignet hatte.

Doch Andreas beschäftigte sich jetzt mehr mit der Realisirung der Wünsche seines entzückten und brüderlich liebenden Herzens, als mit der Enträthselung der Frage: was wohl sein Schritt nach Jahrzehenden und Jahrhunderten für Folgen haben könnte? und darum befürchtete er auch nichts Arges, indem er vielmehr der Meinung gewesen war, hierdurch dem Ubel, das ihn zu vernichten drohte, gesteuert zu haben. — Bela war mit den Zänkereien auch vollkommen zufrieden, die die Güte seines Bruders der Verwaltung seiner Vollmacht unterworfen hatte und er gab ihm das feierliche Versprechen, daß er ihm treu bei der Führung der Regierungsgeschäfte beistehen und gemeinschaftlich mit ihm, das Reich gegen die Feinde, wacker vertheidigen wolle. Andreas machte ihn hierauf unverhohlen mit allen den bangen Besorgnissen bekannt, die ihn drückten und nannte ihm alle diejenigen Feinde, die den Glanz seiner Krone zu verdunkeln suchten. Bela flöhte dem bekümmerten Bruder, als ein äußerst

entschlossener und von mancherlei Trübseligkeiten schon geprüfter Mann, Muth ein und wartete begierig auf eine Gelegenheit, wo es ihm vergönnt seyn würde, Proben seiner Tapferkeit abzulegen.

Raum mochten zwei Jahre verstrichen seyn, als das furchtbar ertörende Signal erklang, das die beiden Brüder zur Vertheidigung ihrer Gebiethen herausforderte. Der Regensburger Bischof Gebhard wagte es im Jahr 1050. die ungrischen Gränzpläze zu beunruhigen und mehrere Ungern in die Gefangenschaft zu schleppen. Schnell zog Bela mit der ganzen Heeresmacht wider ihn aus: allein er fand ihn nicht mehr auf dem Orte, wo er die Greuel der Plünderungen, ausgeübt hat. Hierauf wandte er sich mit seinen kampfbegierigen Schaaren, um seinen Durst nach Rache zu stillen, gegen das Gebieth an der Leitha; das dem Markgrafen von Osterreich gehörte, fiel in dasselbe ein und verherzte auf dem Wege seines schnellen Vordringens Ostbairn bis an den Calenberg.

Der Kaiser der Deutschen Heinrich war jetzt eben in Nürnberg mit seinen Reichsständen versammelt und von hieraus erließ er den Befehl, daß die von ihm vor einigen Jahren den Ungern entrissene und fast ganz zerstörte Stadt Heimburg aus ihren Ruinen wieder erhoben und in einen Befestigungsstand versetzt werden sollte. Die Inspection über den zu beginnenden Bau der Mauern und Festungswerke, übertrug er dem Bischofe Gebhard. Die Arbeiter versammelten sich und die gebothene Restauration der Stadt nahm ihren Anfang. Dieß hörten die Ungern und schnell waren sie mit ihren Waffenträgern da, aus der Absicht, um die Ausführung der ihnen gefährlichen

Festung zu verhindern: allein sie verfehlten ihren Zweck, denn der Regensburger Bischof, schlug sie im Bunde mit dem Markgrafen von Osterreich, Adalbert und dem Herzoge der Baiern, in die Flucht. Hierauf kündigte ihnen, im Jahr 1051. der Kaiser Heinrich selbst den Krieg an und zwar aus der Ursache wie er vorgab, daß er jetzt diejenigen Ungern züchtigen wolle, die seinen Lehnsman Peter auf dem Throne so arg und grausam behandelt hätten. Andreas und Bela rüsteten sich mit allem Eifer zu seinem Empfange in den Schlachtgefildden aus, indem sie ihn für den mächtigsten und gefährlichsten aller ihrer Feinde hielten.

Heinrich fiel durch Steiermark in Ungarn ein; an den Ufern des Raabflusses stießen die feindlichen Heere aufeinander. Hier kam es zu einem der blutigsten Treffen und die Deutschen wurden in demselben total geschlagen. Adalbert der Markgraf von Osterreich, suchte nun hierauf den Kaiser zu friedlichen Gesinnungen gegen die Ungern zu stimmen, indem er von Seiten ihres Königs, eine Neigung für Ruhe und Eintracht, zwischen ihm und seinem Gegner bemerkt hat: allein er wollte trotz der erlittenen harten Niederlage von einem Friedenstractate nichts hören. Er ging mit den Siegern keinen Vergleich ein und den Krieg gegen sie konnte er auch nicht des eingetretenen Mangels wegen an Lebensmitteln für seine Soldaten, fortsetzen. Er zog sich daher zurück und erneuerte im Jahr 1052. die Feindseligkeiten, gegen die Männer, die ihm so tapfer begegnet waren. Aber auch jetzt verfolgte ihn das Unglück und zwar mit doppelter Strenge. Er verlor die Schlacht vor Preßburg und unter

den nachtheiligen Folgen, die die jetzige Niederlage über ihn gebracht hat, war auch diejenige, daß sich Andreas als Sieger von allen Verbindlichkeiten in Hinsicht der Anerkennung seiner Lehnsheheit und der Entrichtung eines jährlichen Tributes, den er ihm früher, bei dem kummervollen Antritte seiner Regierung, angelobt hatte, lossprach.

Von Kussen war nun das Königreich gegen die mörderischen Angriffe eines seiner lange gefürchteten Feindes sicher gestellt: aber in seinem Innern begann jetzt der heimtückische Dämon der Zwietracht fürchterlich zu wüthen. Die beiden Brüder, Andreas und Bela, zerfielen unter einander. Die Macht der unversöhnlichsten Feindschaft, zerriß ganz die Bande des lieblichen, bis jetzt von der Eintracht sehr treu beschirmten Verhältnisses.

Im Jahre 1050. wurde dem Könige Andreas, der bis jetzt nur eine Tochter hatte, ein Sohn geboren. Im Laumel der süßen Vaterfreuden, drückte er diesen zum erstenmahl an seine Brust und in eben den Momenten bezog die wallenden Schläge derselben, das bittere Gefühl der Reue, die er darüber empfand, daß er seinen Bruder nach Ungarn gerufen hatte. O mit welcher Unruhe hatte er zu kämpfen und welche Gewalt mußte er sich von nun an, anthun, um vor seinem Bruder die Bitterkeit nicht zu verrathen, die ein geheimer tiefer Groll, gegen ihn, in seiner Seele erzeugte. So oft er seinen Sohn, der in der h. Taufe den Namen Salomon erhielt, anblickte: so oft empörte sich sein ganzes Wesen, gegen den unschuldigen Herzog. Er litt ihn von nun an in seiner Nähe, nimmer so gerne, als einst, denn er sah ihn für den

Berthörer aller seiner Vaterfreuden und den Vereitler aller seiner glänzenden Hoffnungen an.

In dieser peinigenden Stimmung des Gemüthes, war Andreas auf nichts so sehr bedacht, als auf die Begründung der Rechte der Thronfolge, die seinem Sohne gebührte. Ungeduldig und von der Furie des schrecklichsten Argwohnes unaufhörlich verfolgt, entwarf er nun den Plan, der ihn an das Ziel seiner höchsten und einzigen Wünsche geleiten sollte. Aber alles, was er in seiner Ängstlichkeit unternahm, schien von keinem Gedeihen und keiner gesegneten Wirkung zu seyn. Das erste was er that, war die Verlobung seines siebenjährigen Salomons mit der kaum zehnjährigen Tochter des Kaisers Heinrich III. Sophie Juditha, genannt. Andreas nahm also seine Zuflucht jetzt zu dem Manne wieder, der ihm nie mit Freundschaft zugethan war und der noch immer Kraft genug hatte, ihn ganz zu unterdrücken. Daher war auch dieser sein Schritt, zur Befestigung der Erbrechte seines Sohnes, auf die ungrische Krone, von keinem Heil, weil ihm die, von der Staatsweisheit gebilligte Zweckmäßigkeit fehlte. Er fuhr aber weiter für die Beschirmung der Successionsrechte seines Sohnes zu sorgen und um nach seiner Meinung, mit einem Zuge einen Damm gegen alle in der Folgezeit zu entstehenden Streitigkeiten zwischen ihm, dem künftigen Könige und seinem Bruder, aufzuführen, ließ er jetzt von den Ständen seinem Sohne huldigen und bestimmte, ihn bei nächster Gelegenheit krönen zu lassen. Salomon wurde auch wirklich im Jahr 1058 zu Stuhlweissenburg mit allen herkömmlichen Formalitäten, zum König von Ungarn gekrönt.

Hohes Frohlocken umsäufelte den König Andreas; an dem Zielpuncte seines Strebens nach dem Glücke seines Sohnes. Er hatte nicht vermuthet, daß ihm alles in dieser Hinsicht so wohl gelingen werde und er dachte daher schon alle Hindernisse aus dem Wege geschafft zu haben, die sich der Thronbesteigung des Kronprinzen entgegenstämten könnten. Allein Andreas der so sehr besorgte und so sehr sichere, irrte sich; eben durch diese unzeitige und übereilte Fürsorge warf er die Grube des Verderbens auf, in die er sammt seinem Sohne, hincingestürzt ist.

Wunderbar verkettet lag in dem Krönungsacte selbst der feindselige Stoff, aus dem sich die gänzliche Entzweiung der beiden Brüder, in dem finstern Gebieth der Zwietracht entspann und der den bis jetzt geheim gehaltenen Haß des Königs gegen den Herzog, in der schauerhaftesten Gestalt zum Tag gefördert hat.

Bei der Krönung Salomons war auch Bela mit seinen drei Söhnen: Geisa, Ladislaw und Lambert zugegen. Neben ihm saßen bei Gelegenheit dieser Festivität Männer von hohem Gewicht und tiefer Einsicht. Sie sahen, von Helden umringt, wie ein unmündiger Knabe zu dem Könige eines so tapfern Volkes gesalbt und wie auf sein Haupt, die Krone, die den unsterblichen Stephan I. geschmückt hat, gesetzt wurde und sie hielten dies alles für eine muthwillige Entweihung der heiligen Krone und des feierlichen Krönungsactes. Sie suchten mit aller Macht die aufbrausenden Fluthen, von dem Grolle ihrer Unzufriedenheit, in ihren Herzen zu stillen. Als hohe Verehrer und Freunde des heldenmüthigen Herzogs, den

sie hierdurch verächtlich zurückgesetzt zu seyn glaubten, hätten sie ihm gerne schon jetzt ihre Gesinnungen zu erkennen gegeben: allein Zeit und Ort, erlaubten ihnen nicht dieß zu thun. Doch unvermuthet bald, ereignete sich der günstige Augenblick, mit dem sie dem tapfern Bela ihr Urtheil über der Erhebung des Knaben zur Königswürde eröffneten.

Während der Krönung erscholl im feierlichen Klange der gewöhnliche Gesang: „Du sollst ein Herr deiner Brüder heißen und die Kinder deiner Mutter sollen vor dir ihre Kniee beugen.“ Diese Worte ergriffen die Unzufriedenen und sie waren der feuerfangende Zunder, der einen schrecklichen Brand in Pannoniens Wonnethälern, angerichtet hat.

Der friedlich gesinnte Herzog hätte vielleicht nie in den angehörten Worten, einen argen Sinn entdeckt: aber die Männer, denen die Salbung des unmündigen Prinzen zum König nicht gefallen wollte, machten ihn darauf aufmerksam und auf deren Bedeutung neugierig. Bela, als er des geheimnißvollsten Erwähnens der Worte inne ward, verlangte jetzt selbst eine Erläuterung derselben. Diese erhielt er unverzüglich aus dem Munde der Mißvergnügten und wohl begriff er das Gefährliche der Sache durch die paraphrastische Erklärung der Worte, die mit denselben zum Nachtheil für ihn und seine Nachkommen verbunden war. Er wurde unruhig, zornig und gegen das Betragen seines Bruders höchst aufgebracht, in welchem sein erhitztes Gemüth nichts nur lauter Falschheit und Stacheln der boshaften Heimtücke erblickte. — Merkwürdig ist der Bericht den der glaubwürdige Scribent,

Heinrich v. Mugeln (im 30 Kap. seiner Chronik) über das Entfalten des Mißverhältnisses, zwischen Andreas und Bela; durch die Krönung, ertheilt. „Egestorb der Kunig Andreas sagte er, do liesz er kuzmen sein Sun Salomon und salbte yn zu Kunig. Do sang man zu latein: du solt sein ein Herr deiner Pruder, als man pflegt zu singen, wenn man die Kunig front. Do hiezs der Herzog Bela yn den Gesang auslegen. Daz geschah. Do begunt der Herzog Bela zurnen fere.“

Bela zürnte wirklich und die Flammen des Bruderhasses, zwischen ihm und dem König, war wirklich ausgebrochen; nur fehlte es noch an einem kleinen Windstoß, der sie stärker angefacht und zu dem verheerendsten Feuermeer, umgewandelt hätte. Auch dieser erhob sich wider alles Vermuthen. — Bald nach der Krönung entstanden in der Mitte der Ungern einige kleine, sehr unbedeutende Unruhen, die mit aller Wahrscheinlichkeit, in der, hie und da, sehr freimüthig geäußerten Beurtheilung der Krönungsfeierlichkeiten zu Stuhlweissenburg, ihren Grund hatten. Allein bei Hofe ward für den Urheber derselben Bela gehalten. Da Andreas aber, zur Führung des Beweises für das empörungsmäßige Betragen Bela's mit keinen hinlänglichen Belegen noch versehen war, so verhielt er sich ruhig gegen ihn und der Herzog wurde zu keiner Verantwortung gezogen. Doch sein Groll gegen ihn, faßte in seinem Herzen immer tiefere Wurzel. Jetzt gesellte sich zu dem Unglücksgeenius des noch immer ruhigen Herzogs, die Verläumdung; der in das Netz des höchsten Argwohns versangene König wurde

mit allerlei schauderhaften Sagen, von dessen Zurüstungen wider ihn und den jungen Thronerben bestürmt und jetzt begann er offenbar feindselig gegen seinen Bruder zu handeln. Den letzten Ausschlag seiner wider den Schuldlosen gefassten vernichtenden Maaßregeln, gab die heillose Einflüsterung seiner Hofrätthe, nach welcher sie ihm beigebracht hatten, daß, so lange Bela unter den Sterblichen herumwandeln werde, das Erbrecht seines Sohnes unmöglich von langer Dauer und langem Bestande seyn könne.

König Andreas nahm dieß alles für untrügliche Wahrheit an und er beschloß hierauf den Tod und die Vernichtung seines Bruders. Den gefassten Entschluß theilte er sogleich seinen Günstlingen, den beiden Grafen Weit und Irnei mit. Beide hatten Muth und Geschicklichkeit genug, eine solche Arbeit, wie ihnen jetzt Andreas aufgetragen hatte, in den finstern Gemächern der Meuchelmörderei, ohne Scheu zu vollenden. Sie billigten ganz seinen Mordanschlag und versprachen, sich bei der Ausführung desselben recht thätig zu benehmen. Auf der Burg Warkony sollte das gottlose Unternehmen wider das Leben Bela's vollzogen werden.

Wollte der König sich von seinem lästigen Bruder befreien, den er ungerecht verfolgte und ihn in die aufgestellte Falle locken, so mußte er sich jetzt gegen ihn, recht liebreich benehmen. Recht brüderlich abgefaßt war daher die Einladung, mit der er ihn im Jahr 1059 zu sich auf die Warkonyer Burg rief, um dort in seiner Gesellschaft, Theil an einer ländlichen Unterhaltung zu nehmen.

Indessen der Bothe, mit dem Einladungsbillete sich zu dem Herzog verfügt hat, deliberirte man auf der Burg,

wie Bela empfangen und auf die Probe gestellt werden sollte, damit man die wahre Beschaffenheit seiner Gesinnungen ob diese friedlich oder feindlich wären, erführe und damit man dann auch, im Fall er um's Leben käme, einen Grund von seiner Ermordung öffentlich anzugeben wüßte. Das endliche Resultat, der Berathschlagung in dem Kreise der Blutdürstigen war, ihm, zur freien Wahl, eine Krone und ein Schwert, vorzuliegen. Würde er, so hieß es in ihrem Conclufum, nach der Krone greifen, so hätte man schon Beweise genug für sein aufrührerisches Streben nach der Alleinherrschaft und er sollte daher dann auf der Stelle den Todesstoß erhalten.

Bela der unschuldige, der von allen diesen tödtlichen Vorkehrungen gegen sein Daseyn nicht die geringste Ahnung hatte, nahm die Einladung seines Bruders ohne Besorgniß an und begab sich zu ihm auf die Burg. Ihm vorangeeilt war aber schon dorthin sein guter Schutzgeist. Mit bangem Verlangen, wartete an den Thoren der Burg auf ihn, der Vorsteher der königlichen Herolde, ein biederer Patriot, Niklas genannt. Dieser hatte Kunde von dem schwarzen Projecte des Meuchelmords und er nahm sich vor, den edlen Sohn des Vaterlandes gegen denselben zu warnen. Als er ihn nun hin zu dem König geleitete, flüßerte er ihm, im Gehen ganz leise in's Ohr: „Wenn Euch, edler Herzog, Euer Leben lieb ist, so wählet das Schwert.“

Bela erstaunte über die Warnung des wackern Mannes; aber noch mehr betroffen ward er, als er in das Zimmer seines Bruders trat. Er fand diesen hier auf einem reich ausgeschmückten Ruhebetten sitzen, vor welchem

zu seinen Füßen, ein prächtiger Teppich ausgebreitet lag, auf dem sich eine Krone und ein bloßes Schwert befanden.

Andreas merkte welchen Eindruck, der Anblick, der von der Hinterlist des Mordanschlages aufgestellten Gegenstände, auf seinen Bruder gemacht hat. Er begegnete ihm mit einem freundlichen und höchst liebevollen Blicke und redete ihn im Tone der zartesten Brudermilde folgendergestalt an: „Herzog! Wähne nicht, daß etwa die Macht der Selbstliebe oder des Eigennuzes böses Interesse in mir, den festen Entschluß hervorgebracht hätten, die Krone schon jetzt niederzulegen und auf das Haupt meines Sohnes zu setzen; zu dieser Handlung fand ich mich durch die eifrige Sorgfalt für des Königreiches Heil, bewogen. Nach meinem Abschiede von dieser Welt, kommt ohnehin dir, laut allen Rechten, die Gewalt der Herrschaft zu, darum magst du nun, in den gegenwärtigen Augenblicken, nach dem Gutdünken deines treuen Bruderherzens, zwischen der Krone und dem blanken Schwerte hier, eine freie Wahl treffen. Fühlst du in dir das stille Regnen der Sehnsucht nach der Königswürde und es wäre dir daher lieber und willkommener das Reich: so ergreife die Krone; willst du aber mit dem Titel und dem Charakter eines Herzogs zufrieden seyn, so hebe das Schwert auf.“

Andreas schwieg. Der Warnung des obersten der Herolde eingedenk, bückte sich Bela nieder und ergriff das Schwert. Er sprach kein Wort, desto mehr aber sprach sein ergrimmteter Blick, als er das Schwert in seiner Nervenfaust festhaltend, davoneilte.

Bela hatte sich entfernt gehabt und jetzt sahen einander bestürzt die in dem Hintergrunde des listigen Mordkomplottes aufgestellten Männer an, die vergeblich voll Mordbegier sich auf den Fall des unschuldigen Schlachtopfers, schon so sehr gefreut hatten. Sie bedeuteten dem Könige, daß sie einen unverzeihlichen Fehler der Unvorsichtigkeit begangen hätten, und daß sie den Mann, ohne Umstände hätten niederbohren sollen der so ganz in ihrer Gewalt war, der aber von jetzt an die ganze Hölle wider sie bewegen und über sie Tod und Verderben ausbrüten wird. Andreas erschrock und daher gebot er, durch geheime Aufspäher, auf alle Schritte und Bewegungen des Herzogs, Acht zu geben. Aber vergeblich war diese ängstliche Vorsicht. Bela der hochbeleidigte, war viel zu klug, als daß er sich mit dem, vor jemanden verrathen hätte, was er jetzt gegen seinen Bruder im Schilde führte; ungeachtet er allerdings im Stillen, wider ihn und seine gewissenlosen Rathgeber, das aufgehobene Schwert, geschärft hat. Auch wußte er wohl, daß er als der Schwächere, seinem stärkern Bruder, keine gleiche Gewalt, entgegen führen konnte, im Fall er ihn, für die an den Tag gelegte Heimtücke, von der betäubt er ihm nach dem Leben strebte, hätte züchtigen wollen.

Bela's Racheplan, nach welchem er sich Genugthuung zu verschaffen glaubte, beruhte auf andern Ansichten, die nach seinen Berechnungen ihres Zweckes nicht verfehlen konnten. Er mußte sich zuerst, eh' er etwas wider seine Lebensfeinde unternahm, um Freunde und vorzüglich einen mächtigen Bundesgenossen umsehen. Diesen erkohr sich sein Zutrauen an dem Herzoge der Polen Bo-

Leslaw II. dem Sohne Casimirs, Er entwich deshalb, trotz allen Nachstellungen des Königs, mit seinen Söhnen nach Polen. Boleslaw nahm ihn recht bieder auf und nachdem er ihm sein Leid über die lieblosen Gesinnungen seines Bruders gegen ihn geklagt hatte, versprach er ihm ganz mit seinem Kriegerarme, gegen ihn behülflich zu seyn. Der Herzog hielt Wort und er unterstützte den Bela mit seiner ganzen Heeresmacht. Im Jahr 1060. kehrte dieser an der Spitze derselben nach Ungarn zurück. Schon war bis jetzt in seiner Seele der Vorfaß halb gereift, den König Andreas vom Throne zu stoßen.

Kaum hatte sich Bela auf der nördlichen Gränze des Landes mit seinen polnischen Hülfsmännern gezeigt, als sich alle Bewohner der dortigen Gegend, für ihn erklärten, sich bewaffnet an ihn angeschlossen und für seine Sache zu kämpfen, ihm angelobten. Er rückte weiter und mit jedem Schritte, den er vorwärts gegen das Innere des Reichs that, vermehrte sich seine Kriegsmacht.

Zu dem Könige Andreas drang bald die Schauernachricht von der Unternehmung des Herzogs. Er und seine Hofbeamten geriethen in große Angst, von der Folter eines unruhigen Gewissens hart verfolgt und gedrängt. Vor allem andern suchte nun Andreas seinen Sohn in Sicherheit zu bringen. Er schickte diesen nach Böhln, wo er ihn sammt seinen Schätzen, dem Schutze des Markgrafen von Osterreich, Ernest übergeben hat. Jetzt sah er sich auch in großer Eile um Beistand und Hülfsgenossen um: aber fruchtlos waren hie und da seine Bitten. Er wandte sich an die Vormünder des sechsjährigen deut.

ſchen Königs Heinrich IV. und dieſe ſchlugen ihm rund ſein Geſuch ab. Hierauf flehete er ſeinen Eidam, den Herzog von Böhmen Bratiſlaw um Hilfe an: aber auch dieſer, der jetzt mit ſich ſelbſt, von innerlichen Bürgerunruhen bedroht, zu kämpfen hatte, konnte ihm nicht helfen. Endlich kamen ihm mit ihren wohlausgerüſteten Truppen, der Markgraf von Thüringen Wilhelm und der Zeiſer Biſchof Eppo, zu Hilfe. Mehrere deutſche Fürſten, nebt den Baiern und Böhmen, verſprachen nachzuſolgen.

Indeſſen war Bela mit ſeinen Kriegern bis an die Theiß vorgerückt. An ihren Ufern ſchlug er ſein Lager auf. Es war im Jahr 1061. Von dieſem Standpuncte aus, machte er beſtändig, mit kleinen Abtheilungen ſeines Hauptheeres in die benachbarten Geſpannſchaften, Streifereien. Auf einem ſeiner Streifzüge, ertappte ihn Andreas der König, der ihn ſchon auf verſchiedenen Orten, kampfbegierig, mit ſeinen deutſchen Hilfsvölkern aufgeſucht hatte. Bela wurde von ihm ganz geſchlagen. Er ergriff die Flucht und vereinigte ſchnell den kleinen Reſt ſeiner Krieger mit der Hauptmacht, die an der Theiß ſtand. Die königlichen Truppen ſetzten den Fliehenden nach und hier an der Theiß kam es zu einem der blutigſten Gefechte. Gleich grimmigen Löwen wehrten ſich die Waffenträger Bela's: aber auch die deutſchen Söldner im Bunde mit dem königlichen Heerbanne, fochten tapfer. Nach mehreren heißen Mörderſtunden, entſchied endlich das Kriegsglück. Die Deutſchen wurden total von Bela geſchlagen, zum Theil mit den Säbeln niedergeſchmettert, zum Theil in die Fluthen der Theiß geſprengt.

Ihre Anführer Wilhelm und Epps die sich herzhafte vertheidigt hatten, kamen in seine Gewalt. Andreas ahnte den traurigen Ausgang der Schlacht. Vom Zorn ergriffen, suchte er mit dem Schwerte in der Hand, zwischen den Leichenschichten der Erschlagenen, seinen Bruder Bela auf. Beide geriethen miteinander in den heftigsten Kampf. Andreas von dem Weh der erhaltenen Wunden, in seiner Kraft gelähmt, konnte sich nicht mehr auf seinem Streitrosse halten; er fiel von demselben herab und wurde von den einhauenden Siegern niedergetreten. Bela der Herzog behielt das Feld und auf den blutdurchnästen Furchen desselben, wurde er von allen, zum König der Ungern ausgerufen. —

Als König des tapfern magyrischen Volkes war Bela I. ein sehr wackerer Regent, dem das Reich und die Kirche unendlich viel zu verdanken hatten. Sein Betragen gegen seine Unterthanen, war von der edelmüthigsten Art, und daher zog er auch mit demselben alle an sich. Nach dem vorübergezogenen Schlachtsturme, vertheilte er an alle ungrischen Krieger und Heerführer, die kostbarsten Geschenke, nicht fragend und untersuchend: ob sie für oder wider ihn gefochten haben. Diese Großmuth rührte alle seine Gegner und sie kehrten zur Kriegspflicht, unter seine Paniere jubelnd zurück. Noch legte er mehrere andere Proben, von seiner Edelmüthigkeit und Uneigennützigkeit ab. Mit dem Sohne des erschlagenen Königs, gingen viele der ersten Magnaten, zu seiner Beschirmung, mit nach Osterreich. Ihre Frauen und Kinder, waren in der Schreckenszeit des Krieges von aller Hilfe entblößt; er hätte sich der Güter der Entfernten bemächtigen können: allein

Bela that dieß nicht, er nahm vielmehr die Hilflosen mitten im Gedränge der Noth sammt ihren Schätzen, in den größten Schutz. Dieß war wieder ein mächtiger Impuls für die Rückkehr derjenigen, zur Anerkennung seiner Herrschaft, denen er so große Wohlthaten hat angeeignet lassen. — Für die persönlichen Verdienste der Tapferkeit, hatte Bela ungemein hohe Achtung. Daher ließ er auch seine beiden Gefangenen, den Bischof Eppo und den Markgrafen Wilhelm, weil er erfahren hat, wie tapfer sie sich im Schlachtgetümmel hielten, ohne Lösegeld zurück in ihre Heimath ziehen. Dem letztern gab er sogar seine Tochter Sojada, weil er ihn als einen tapfern Mann schätzte, zur Gemahlinn.

Doch lange genoss Bela des Glückes auf dem Throne nicht. Im Jahr 1063. ging er den Markgrafen von Oesterreich mit Forderungen an, um die Auslieferung des zwölfjährigen Königs Salomon. Seine Absicht dabei war, hierdurch den unnöthigen und zwecklosen Fehdschaften mit den deutschen Fürsten, ein Ende zu machen, weil er voraus sah, daß jene so lange dauern würden, so lange diese nach den Eingebungen ihrer Politik, einen Einfluß auf die ungrischen Reichsangelegenheiten hätten. Bela erreichte aber in dieser Hinsicht nicht seinen Zweck. Er schickte sich also an, seine Forderung mit den Waffen in der Hand, zur Realität zu bringen. Um die nöthigen Anstalten zum Krieg, den er dem Markgrafen Ernst angekündigt hatte, treffen zu können, begab er sich nach Dömös, einem königlichen Lustschlosse. Er führte ihn aber nicht aus, weil ihn der Tod unvermuthet dahingerafft hat. Eben saß er im Rathe und sprach den verschiedenen streitenden Parteien,

die sich indessen in Dömös eingefunden hatten, um vor ihm in ihrer Sache den richterlichen Ausspruch zu vernehmen, das Recht, als über ihm ein Theil der Zimmerdecke einstürzte, die ihn mit ihren Ruinen vergrub. Seine Leiche wurde in der Gruft der Benedictiner-Abtei zu Szekszard, die er selbst zu Ehren des Welterlösers, als ein Mann von einem sehr zarten Gewissen, um die Unruhe desselben des vergossenen Bruderblutes wegen zu stillen, errichtet hat, beigesetzt. Nach seinem Tode kam König Salomon nach Ungarn in Begleitung des deutschen Kaisers, der ihm den Thron nach Möglichkeit gesichert hatte. Allein nicht lange saß Salomon sicher auf demselben; es erhoben sich zwischen ihm und Bela's tapfern Söhnen, die schrecklichsten Zwistigkeiten, der Herrschaft wegen. Nach vielen Blutvergießen behauptete sich endlich am Ruder der Regierung, noch zu Lebzeiten Salomons, zuerst Geisa und dann Ladislaw.

Der friedliche Vergleich.

Jede Streitsache unter den Ungern wurde anfänglich und in den ältesten Zeiten, bloß nach dem Fingerzeige, alter, verjährter Gewohnheiten, später aber auch nach schriftlich verfaßten Gesetzen abgethan, und geschlichtet. Zu einem gewissen Grad von Vollkommenheit gedeihen die

aufgezeichneten Reichsgesetze, die bei Streitvorfällen den Richtern zur Richtschnur dienten, erst gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts unter dem Könige Andreas III. bei Gelegenheit des merkwürdigen in Pesth (1298) abgehaltenen Landtages. Aus der Zahl der vielen hierzu zu Stande gekommenen sehr zweckmäßigen Verordnungen, ertheilte der ruhmbehränzte König Ludwig der Große, einer, eine sehr heilsame Berichtigung, Auslegung und Erweiterung. Sie betraf den Gang und die Beschleunigung der Rechtspflege. Ludwig verfügte und setzte als neues Gesetz fest, daß jeder Rechtshandel, von welcher Art und Natur er immer seyn mochte, in einem Zeitraume von drey Tagessakungen ganz beigelegt werden müsse, und daß kein Richter sich unterfangen sollte, den streitenden Parteyen auf den Fall ein Hinderniß in den Weg zu legen, wenn sie, bevor noch die richterliche Sentenz gefällt wird, über den Gegenstand ihres Streites, sich vor Gericht in Güte und Freundschaft würden vergleichen und abfinden wollen.

Die Begünstigung dieser löstern gesetzlichen Verfügung benutzten auch die beiden, in dem Böhmörrer Comitате wohnhaft gewesenen Grafen Johann Limech von Honna und Paul, als sie in einen sehr fatalen Zwist untereinander verwickelt waren. Eh' es zu dem richterlichen Ausspruche kam, gingen sie vor Gericht einen friedlichen Vergleich ein. Dieser Vergleich ist seiner Gestalt und Beschaffenheit nach, von besonderer Bedeutung, indem er die Sitten und Gebräuche, die damals (im XIV. Jahrhundert) unter den Magnaten statt fanden, sehr stark charakterisirt und sie von

vielen Seiten in die Hülle der größten Merkwürdigkeit kleidet.

Das Ganze des Streites zwischen den beiden Grafen bestand in folgender Anklage und Beschuldigung. Der Graf Johann Rimoch, klagte bei Gericht vor dem Meister Johannes, über seinen Eidam, den Grafen Paul, daß derselbe seine Tochter Elisabeth, die er zur Gemahlinn hatte, ermordet und dann in aller Stille auf dem gemeinen Dorfkirchhofe beerdigt hätte. Durch diese Unthat des Grafen, seines Eidams, wäre nicht nur ihm, als dem Schwiegervater, sondern seiner ganzen Familie, der größte Schimpf und die größte Schande zugefügt worden. Mit in die Klage einbegriffen waren auch die beiden Brüder des Grafen, Demeter und Dominik. Graf Johann beschuldigte sie, daß sie als böshafte Verläumder, eigentlich die Ermordung Elisabeths, ihrer Schwägerinn, gegen die sie seit langer Zeit einen geheimen Groll im Herzen trugen, veranlaßt hätten. Die Wahrheit und Gründlichkeit seiner Anklage war Graf Johann bereit, mit all den erforderlichen Zeugnissen und Dokumenten, die in den bei der Untersuchung über den Mordfall zu Protokoll genommenen eidlichen Aussagen bestanden, zu beweisen und zu erhärten.

Der angeklagte Graf Paul wurde vor Gericht gefordert. Man setzte ihn dort in die Kenntniß von der Klage, die wider ihn sein Schwiegervater eingelegt hat, und er läugnete beherzten Sinnes die schreckliche That, deren er beschuldigt wurde. Zu seiner Rechtfertigung und Vertheidigung erklärte er, daß er durch Hilfe glaubwürdiger Personen, die als Zeugen für ihn auftreten werden, dar-

zulegen und zu beweisen im Stande sey, daß er von einem seiner Feinde, mit dem seine verstorbene Ehegattinn lange einen verbotenen Umgang gepflegt hat, und der daher seit geranmer Zeit sein Nebenbuhler gewesen war, nächtlicher Weise im Geleite mehrerer Männer, in seinem Hause überfallen worden wäre, die ihn und seine Gemahlinn, mit den Waffen, die sie mitführten, auf das grausamste gemißhandelt hätten. Er für seine Person sey den Mordhieben der rasenden Wütheriche, mit seinem Leben, obgleich auch schwer verwundet, zwar glücklich entkommen, seine theure Gemahlinn aber, wäre an den Folgen ihrer Verwundung gestorben und sodann auch ohne allen Pomp, während er fast halb ohne Besinnung sich auf dem Krankenlager in den Schmerzen seiner Wunden krümmte, von seinen Anverwandten zur Erde bestattet worden.

Laut diesen Aussagen und Behauptungen von Seiten des Klägers und des Beklagten, von denen jeder Recht zu haben glaubte, war es hart das Entscheidungsurtheil auszusprechen. Doch der Tag, an welchem dieß geschehen und an welchem die gerichtliche Untersuchung in ihrer Form, über den Grund oder Ungrund der Klage vor sich gehen sollte, wurde von dem Richter, dem einsichtsvollen Meister Johannes, festgesetzt. Derselbe erschien und die beiden Streitenden, höchst erbitterten Gemüthes, fanden sich pünctlich mit all den nöthigen Beweisen und Waffen, für die Behauptung ihrer Sache ein. Der Graf Johann brachte sein Untersuchungs-Protokoll und der Graf Paul seine Zeugen mit. Allein in eben dem Augenblicke, als die Inquisition schon beginnen sollte, erhoben sich mehrere weise und biedere Männer; sie traten als kluge

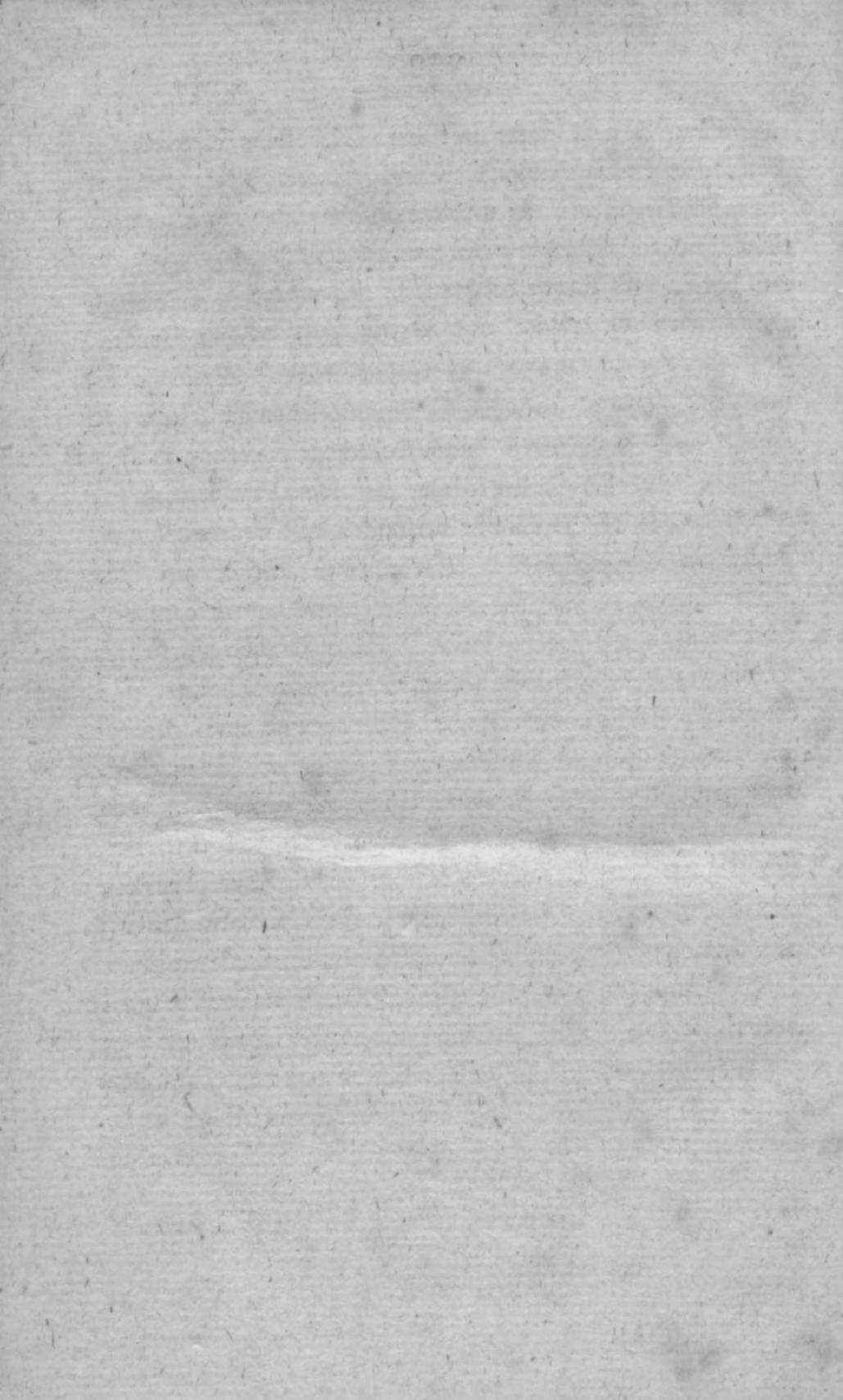
Vermittler zwischen die Zankenden und legten ihnen das Project von einem glücklichen und friedlichen Vergleich vor.

Dem Gesetz zu Folge, konnte und durfte der Richter gegen diesen Vorschlag nichts einwenden. Ja er war vielmehr selbst vor den Schranken des Gerichtshofes gewissermaßen verpflichtet, die hadernden Parteyen in ihrem Zorne zu besänftigen und sie auf dem Wege eines freundschaftlichen Vergleiches näher zueinander zu führen. Die projectirte friedliche Vereinigung, von nachdrucksvollen Vorstellungen der wackern Mittelsmänner begleitet, fand bei den Streitenden ein geneigtes Gehör, und sie reichten sich, um dieselbe zu Stande zu bringen, die rechten Hände hin. Der hochbeleidigte Graf Johann wollte als Vater seinem Schwiegersohne gerne die ihm zugesügte Unbild verzeihen und er ließ sich auch, aber nur unter gewissen Bedingungen finden, die der Graf Paul zu seiner Beruhigung und Zufriedenstellung beobachteten und treu erfüllen mußte.

Von wichtigem Interesse sind die Bedingungen, die bei der Errichtung des so merkwürdigen friedlichen Vergleiches, mit Genehmigung des Richters vor Gericht festgesetzt wurden. Sie waren folgende. Der Graf Paul, soll unter dem Titel, um die Last der Beschuldigung des Mordes von sich zu wälzen, ausser dem Zehntel und Neuntel, welche Gebühren dem Richter anheim fielen, an seinen Schwiegervater den Grafen Johann 100. Mark reinen Silbers, in drei Terminen, 32 zu Michaelis, 32 am Fest der Erscheinung des Herrn und 36 am Sonntage Invokavit, vor dem Erlauer Domkapitel zahlen. Auf den Fall er aber einen oder den andern der angeführten Termine versäumt, so habe er die Strafe von der

Erlegung des Doppelten zu erwarten. Ferner wurde beschlossen: mit dem ersten Zahlungstermine soll der Graf den Leichnam seiner Gemahlin auf dem Todtengarten ausgraben, und ihn unter einer ehrenvollen Begleitung von Honna nach Erlau abführen lassen. Hier soll er für einen prächtigen Sarg sorgen, in den er selbst legen und den er dann selbst baarfuß und mit aufgelöstem Gürtel in die Kirche der Minoriten wird tragen helfen. Dem Todtenamte, das hier für die Ruhe der Ermordeten wird abgehalten werden, soll er in Andacht beiwohnen, sich mit dem Leichnam dann in die Gruft hinunter lassen, und dort die Beisetzung desselben von seinen und seines Schwiegervaters nächsten Anverwandten unterstützt, vollziehen. Nach Beendigung der Leichenzeremonien, soll er von seiner Freundschaft begleitet, sich in das Haus seines Schwiegervaters begeben, wo jener und seine Angehörigen ihn mit gezogenen Säbeln erwarten und empfangen werden; hier soll er dann auf seine Kniee niederfallen und unter den Gebährden eines bußfertigen und reuevollen Sünders, laut sein Verbrechen und seine Strafbarkeit eingestehen und endlich um Schonung für sein Leben bitten. Mit dem Eintreten des letzten Zahlungstermines, soll er mit seinen Brüdern und fünf edlen Herren, auf die Gömörer Burg sich verfügen, und dort bei Wasser und Brot drei Tage und Nächte im finstersten Kerker sitzen. Zuletzt soll er dann in der Woche von Mitfasten in Gegenwart von acht adeligen Herren, vor dem Domkapitel von Erlau, den Reinigungseid ablegen. — Dieß alles hat zur Satisfaction des Grafen Johann, der Graf Paul pünctlich vollzogen und erfüllt.

Graf Paul hatte mit der Getödteten eine einzige Tochter erzeugt gehabt, die eben jetzt zwei Jahre alt war. Auch in Bezug auf sie wurden gewisse Bedingungen und Verfügungen festgesetzt, die der büßende Graf zu beobachten hatte. Es wurde beschloffen, daß er sie augenblicklich zur fernern Erziehung und Verpflegung seinem Bruder, dem Meister Demeter übergeben sollte. Wird sie erwachsen, hieß es in den Verfügungen weiter, und sie würde ihre Großältern dann besuchen wollen, so soll ihr dieß, der Graf, der Vater auf keine Art verwehren; er soll sie, so oft sie es nur verlangen und begehren wird, immer in Begleitung der erforderlichen Diener hin und wider führen und es ihr an Pferden und einem gemächlichen Wagen nie fehlen lassen. Wird sie das Ziel ihrer Volljährigkeit und jungfräulichen Reise erreicht haben, und es möchte sich ihr eine ihrem Stande und ihrer Geburt angemessene Heirath schicken, soll er sammt seinen Brüdern verbunden seyn, sie ihrem Charakter gemäß, auf das prächtigste auszustatten. Doch sollte der Fall eintreten, daß sie von dem Strahle göttlicher Gnade durchdrungen und erleuchtet, die Herrlichkeiten der Welt verschmähen, und sich vom Nonnenschleier bedeckt in ewiger Keuschheit und Frömmigkeit dem Dienste des Herrn würde widmen wollen, so soll sie bis an das Ende ihrer Tage mit den erforderlichen und nöthigen Einkünften, zur Befriedigung aller ihrer Lebensbedürfnisse, auf das sorgfältigste versehen werden.



I n h a l t.

Seite.

Alom's Erhebung zum souverainen Großherzog der Magyaren und deren Auszug aus Baschkirien unter seiner Anführung	1
Die Trinkschale auf dem Sarkophage des Königs Ladistaw I.	19
Elara von Zah	26
Die sieben Söhne des Grafen Simon Miczban	42
Die ungrischen traurigen Ritter	51
König Ladistaw V. besucht in Temeschwar die Gräfin Elisa von Hunyady und söhnt sich mit ihren Söhnen aus	67
Die schauerhaften Siegstrophäen	85
Die fromme Jungfrau im Somlhoer Walde	105
Graf Johann Hunyady von Bistricz auf dem Sterbebette	115
Waik der Sohn Geisa's wird zu Gran von S. Adalbert öffent- lich und sehr feiersich getauft	125
Die Prinzessin Sophie in dem Benedictiner Nonnenkloster zu Admont	145
Graf Ladistaw von Hunyady stirbt eines gewaltsamen Todes	158
Die Königin Helena auf dem Arader Landtage	176
Die Wahl des Schwertes	199
Der friedliche Vergleich	225

P

Z

✓

P

8

3.42

SBB



N12<157995930010

~~37810~~

~~B~~

